

In dieser Ausgabe: Gute Laune mit Wilhelm Busch

Nummer 15 – 9. April 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



General der Viren

Bundesrat Berset im Corona-Réduit. Die Manöverkritik.

Von Christoph Mörgeli

Lockdown im Milieu

Bordelle werden entschädigt. Frauen gehen leer aus. *Von Alex Baur*

Das pralle Leben eines Abenteurers

Rüdiger Nehberg war der Grenzgänger der Grenzenlosigkeit.

Von Michael Bahnerth

Zum Glück kommt Ostern
Theologe Ralph Kunz über
Auferstehung

4 194407 006904 15



©Roland Jung



©Sobolev Igor



VIP-Reise «Abenteuer Transsibirische Eisenbahn» Moskau – Ulan-Bator retour

Die Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn durch die Weiten Russlands und Sibiriens zählt zu den letzten grossen Abenteuern der Gegenwart. Über 6305 Kilometer führt die Reise im komfortablen Sonderzug-Waggon «Zarengold» von Moskau nach Ulan-Bator, die Hauptstadt der Mongolei.

Auf dem Weg von Moskau zum riesigen Baikalsee durchquert die legendäre «Transsib» fünf Zeitzonen und viele fantastische Märchenlandschaften. Kulinarisch werden Sie im Bordrestaurant von Kochprofis verwöhnt. Die kompetente Reiseleitung, bestehend aus Gruppen- und örtlichen Reiseleitern, garantiert eine lückenlose Betreuung. Besichtigungen und Ausflüge bereichern Sie mit unvergesslichen Impressionen.

Den Auftakt macht ein Bummel durch die russische Hauptstadt – natürlich auch über den Roten Platz. Eine informative Stadtrundfahrt inklusive Kremlbesichtigung folgt am zweiten Tag. Gegen Abend steigt dann der Puls: Sie besteigen den «Zarengold-Waggon» der Transsibirischen Eisenbahn. Endlich kann es losgehen!

Kasan, die reizvolle Tataren-Metropole, erreichen wir nach dem ersten Zugsfrühstück. Am vierten Tag erkunden wir Jekaterinburg, die historische Hauptstadt des Ural. Und immer weiter geht es in Richtung Osten durch die endlosen Steppen Westsibiriens. Nächster Halt: Nowosibirsk. Am sechsten Tag überqueren wir den grossen Fluss Jenissei. Eindrückliche Berglandschaften ziehen am Fenster vorbei,

während Sie im geheizten Waggon Kaviar und Wodka degustieren.

In Irkutsk verbringen Sie nach einer Tour und einem Ausflug in das Freilichtmuseum eine erholsame Nacht im Hotel. Die grandiose Szenerie auf der Panorama-Trasse entlang des Baikalsees prägt den folgenden Tag. Nach einer Bootsfahrt besuchen Sie das authentische Baikal-Dorf Listwjanka.

Wunderschöne Naturlandschaften machen die Weiterfahrt in die Mongolei zum unvergesslichen Erlebnis. In Ulan-Bator, wo Sie zweimal im Hotel nächtigen, steht Ihnen ein Tag zur freien Verfügung. Dann geht es zum Flughafen und via Moskau zurück nach Zürich – Sie werden durchdrungen sein vom einmaligen Gefühl, sich einen Lebenstraum erfüllt zu haben.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Spezielles:
Ohne Risiko buchen – sorglos reisen!
Bei Neubuchungen vom 1. 3. 2020 bis 30. 4. 2020: kostenlose Stornierung bis 30 Tage vor Reisebeginn.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Abenteuer Transsibirische Eisenbahn»

Reisetermin:
2. bis 14. Juli 2020

- Leistungen:**
- Flug Zürich–Moskau und zurück
 - Inlandflug Ulan-Bator–Moskau
 - 2 Übernachtungen in Moskau
 - Besichtigungsprogramme Moskau und Baikal-Region
 - Übernachtung in Irkutsk
 - 2 Übernachtungen in Ulan-Bator
 - Top-Reiseleiter-Betreuung
 - Sämtliche Transfers/Busfahrten
 - Ausflugspakete Russland und Ulan-Ude/Ulan-Bator
 - 9 Frühstücke, 8 Mittagessen, 8 Abendessen
 - Duschgelegenheit an Bord des Zuges
 - Gepäckträger-Service an allen Bahnhöfen
 - Wodka-Probe mit russischen Snacks
 - Speziell zusammengestellte Reiseunterlagen (pro gebuchtem Zimmer)

Preis pro Person im Doppelzimmer:
Mit Weltwoche-Abo: Fr. 6880.–
(Kat. 1 Standard)
Für Nichtabonnenten: Fr. 7180.–
Weitere Kategorien auf Anfrage.

Buchung:
Reservieren Sie Ihr Arrangement über
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an:
info@mondial-tours.ch

Veranstalter:
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Schwarzhumorige Klarheit: Wilhelm Busch.

Die Deutschen und der Humor, das ist so eine Sache. Dabei haben sie einen der Grössten, der allerdings mit Bildergeschichten aus dem Rahmen fiel: Wilhelm Busch (1832–1908), von dem fast jeder «Max und Moritz» kennt und vielleicht noch «Die fromme Helene» – aber dann? Wer über bildende Kunst reden will, sollte erst den «Maler Klecksel» lesen («Ich bin daher, statt des Gewinns/Mehr für die stille Welt des Pinsels»). Er war ein Schreiber-Zeichner und lautmalerscher Reimartist («Ritscheratsche»). «Eins, zwei, drei! Im Sauseschritt/Läuft die Zeit; wir laufen mit.» Und sie läuft, mit einer Sense! Gerade weil Busch jedes Mitgefühl konterkarierte und von schwarzhumoriger Klarheit war, ist sein Humor so befreiend – auch in Zeiten wie diesen.

Als Tele-Züri-Chefredaktor Markus Gilli und unser Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann erstmals beruflich aneinandergerieten, war die Luft reichlich dick. Es war im Jahr 2001. Zimmermann sass damals in der Konzernleitung des Tamedia-Verlags, der soeben Tele Züri aufgekauft hatte. Er schob nun dessen Chefredaktor Gilli aufs Abstellgleis, weil ihm sein TV-Konzept zu konservativ war. Das Rencontre von damals ist längst korrigiert und vergessen, wie Zimmermanns würdigendes Porträt des Journalisten Markus Gilli zeigt. **Seite 10**

In gut acht Jahren hat Bundesrat Alain Berset in der Gesundheitspolitik kaum Spuren hinterlassen. Plötzlich an die Corona-Front versetzt, wurde der Freiburger zum Befehlshaber des Ausnahmezustandes, dem die ganze Schweiz

an den Lippen hängt. Doch ist Berset eher eloquenter Moderator des Heute als Strategie für morgen? Christoph Mörgeli hinterfragt die Dienstauglichkeit des Krisenmanagers. Sein Befund: Der smarte Romand hat nicht die Statur von Guisan oder Dufour, die ihm manche Medien zuschreiben. Auch als Quartiermeister wurde Berset durch die Pandemie auf dem falschen Fuss erwischt – es fehlt am notwendigen Material wie am fähigen Personal. **Seite 20**

Zumeist unbemerkt von der breiten Öffentlichkeit arbeiten geschätzte 10 000 bis 20 000 Prostituierte in der Schweiz. Zum grössten Teil sind es Ausländerinnen, die nach dem vom Bundesrat erlassenen Berufsverbot zurück in ihre Heimatländer gereist sind. Sie waren die Ersten, die vom Lockdown betroffen waren, und sie werden die Letzten sein, die wieder arbeiten dürfen. Was bedeutet das für die Betroffenen? Kollege Alex Baur hat im Sexmilieu recherchiert und ist auf Erstaunliches gestossen. So viel vorweg: Lange wird sich das Prostitutionsverbot nicht aufrechterhalten lassen. **Seite 32**

Er ist der wohl berühmteste Bürgermeister Deutschlands: Der 47-jährige Boris Palmer leitet seit dreizehn Jahren die Geschicke der schwäbischen Stadt Tübingen. Der Erfolg des grünen Politikers basiert auf ökologischer und marktwirtschaftlicher Nachhaltigkeit; Fakten statt Moral, lautet sein Ansatz, auch in Corona-Krisenzeiten. Per Videoanruf erklärt der studierte Mathematiker seine Shutdown-Auswegstrategie. Daten bezeichnet er als wichtigste Ressource. **Seite 34**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Finanzen und Personal: Bich-Tien Ton Köppel (*Leitung*)

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarkung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Kredite ohne Risiko: Seite 28

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentare
Wir wollen
- 8 Gesellschaft Tinder brennt
- 8 Politik Krankheit als Weg
- 9 Eilmeldung
Schiefe Laufbahn
- 10 **Kopf der Woche** Markus Gilli:
Tödlich ist nur die Langeweile
- 16 **Mörgeli**
Von Abschottern und Solidarischen
- 16 **Bodenmann**
Boni-Banker sind keine Pestalozzis
- 17 **Medien** Lockdown gegen Knock-out
- 17 **Die Deutschen** An einem Strang

Inland

- 20 **General Berset**
Mediale Verherrlichung
- 24 **Bundesrat**
Vorbei die Zeiten trauer Eintracht
- 30 **Notrecht** Angst macht Macht
- 31 **Virus ohne Namen**
Zahlen und Fakten
- 32 **Wer hilft den Prostituierten?**
Lockdown im Milieu

Ausland

- 36 **Verlockungen der Macht** Vorwürfe
gegen Joe Biden und Bernie Sanders
- 37 **Inside Washington**
Neue Rivalen



Albanisches Popwunder: Rita Ora. Seite 46

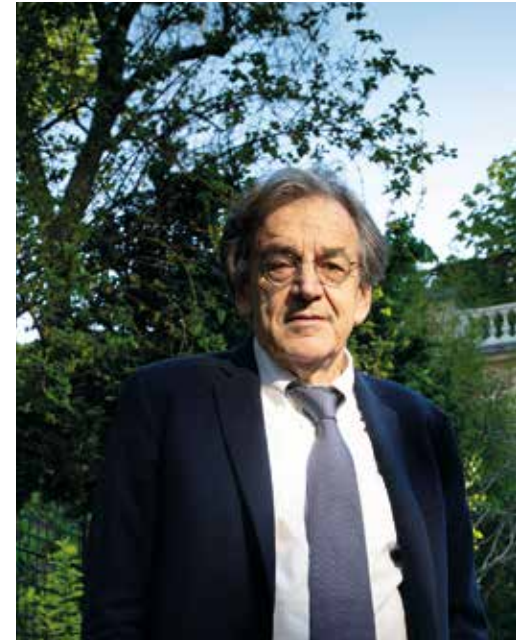
- 38 **Ungarn** Justizministerin Judit Varga
wehrt sich gegen die Vorwürfe
- 39 **Björn Lomborg** Schweden machts besser

Wirtschaft & Wissenschaft

- 23 **Warten auf die Welle**
Cédric George, medizinischer Leiter
der Privatklinik Pyramide
- 26 **Fredy Bayard**
Kapitän im perfekten Sturm
- 28 **Der legale Raubzug** Verlockende
Kredite ohne strenge Kontrolle
- 44 **Coronavirus**
Blitzschnell – und manchmal tödlich

Kultur & Gesellschaft

- 14 **Hoffnung ist ansteckend**
Ostern in Krisenzeiten
- 40 **Alain Finkielkraut**
«Wir bleiben eine Zivilisation»
- 42 **Ikone der Woche**
Ursula Andress
- 46 **Pop-Grossmacht Albanien**
Rita Ora, Dua Lipa, Loredana etc.
- 47 **Joe Exotic**
Amerikas Lieblings-Durchgeknallter
- 48 **Henrik Ibsen** Die Ursünde der
unterdrückten Meinungsfreiheit
- 49 **Varianten der Verführung**
Feminismus im 18. Jahrhundert
- 50 **Mein Garten Eden**
Der perfekte Rückzugsort
- 56 **Rüdiger Nehberg** Seine einzige
Grenze war die Grenzenlosigkeit



«Wir haben auch
menschliche Feinde,
die uns den Untergang
wünschen.»

Philosoph Finkielkraut: Seite 40

Interviews

- 25 «Mit Rücksicht und Vernunft»
SVP-Ständerat Marco Chiesa (SVP)
- 34 «Hypermoral dominiert»
Grünen-Politiker Boris Palmer

Rubriken

- 7 **Im Auge**
Ursula Koch, Politgespenst
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf 1** Bill Withers
- 13 **Nachruf 2** Honor Blackman
- 18 **Thiel** Kopfrechnen
- 18 **Leserbriefe**
- 19 **Fragen Sie Dr. M.**
- 52 **Knorrs Kultur** «Zero Zero Zero»
- 52 **Fast verliebt** Schluss machen
- 53 **Unten durch** Olivenöl
- 54 **Wein** Beaujolais-Renaissance
- 54 **Die Bibel** Aufstrahlen
- 55 **Auto** Alpine A110S
- 55 **Jazz** Feigenwinter, Oester,
Pfammatter
- 58 **Tamaras Welt** Genderstern passé

Raus aus dem Käfig

Noch nie hatten die Regierungen so viel Macht auf der Grundlage so lückenhafter Daten. Allmählich sehen wir klarer. Der Lockdown muss enden. Von Roger Köppel

Um Besserwisserei zu vermeiden: Das Coronavirus ist weitgehend unbekannt. Man weiss wenig und wusste am Anfang noch weniger. Gegen diesen Erreger haben die Menschen noch keine Immunität. Wenn sich so etwas schnell ausbreitet, sind alle überfordert. Regierungen ohnehin. Niemand will es auf die leichte Schulter nehmen. Keiner geht ein Risiko ein. Vor dem Ungewissen herrscht die Panik.

Trotzdem müssen die Politiker für ihre Entscheide geradestehen. Die Regierungen regieren mit diktatorischen Vollmachten. Um Ansteckungen zu vermeiden und Leben zu retten, haben sie ganze Kontinente eingesperrt und die Wirtschaft an die Wand gefahren. Langfristig wird die Krise Gutes produzieren. Aber das Leben ist nur ein kurzer Lichtspalt zwischen zwei ewigen Dunkelheiten. Es fällt ins Gewicht, was man in der Gegenwart kaputtmacht.

Ziehen wir eine erste Bilanz. Italien und Spanien haben aufgerundet etwa 30 Corona-Tote auf 100 000 Einwohner. Das ist mit Abstand der höchste Wert weltweit. Schlimmer als China. Die Schweiz hat mit rund 9 Toten auf 100 000 Einwohner über dreimal weniger. Schweden liegt um den Faktor sechs tiefer. In Italien und Spanien stürzten die Gesundheitssysteme ein. Vermutlich ist es der Worst Case unter den Industriegesellschaften. Schwerer sollte es keinen anderen treffen.

Wie schlimm ist die Corona-Krise? Brechen wir die italienischen Disaster-Zahlen auf die Schweiz herunter. Wir sind zwar viel besser dran, Tendenz positiv, aber das Italien-Beispiel markiert eine Art Obergrenze des Schreckens. 30 Tote pro 100 000 Einwohner ergäbe für die Schweiz eine Gesamtzahl von 2550 Menschen, die schlimmstenfalls mit oder an Corona sterben. Stand heute beträgt das Durchschnittsalter der Schweizer Corona-Toten 83 Jahre. 97 Prozent davon hatten eine oder mehrere Vorerkrankungen. Die durchschnittliche Lebenserwartung in der Schweiz beträgt 83 Jahre. Zum Vergleich: Während der Grippezeit 2015 starben in der Schweiz 2500 Menschen. Das mit Abstand dramatischste Corona-Szenario wäre ungefähr so schlimm wie die letzte grosse Grippewelle.

Klar: Die Zahlen steigen noch. Und sie sind mit Vorsicht zu betrachten. Bei der katastrophalen Spanischen Grippe am Ende des Ersten Weltkriegs war die zweite Welle tödlicher als die

erste. Als sich die Menschen sicher glaubten, schlug die Krankheit nochmals zu. Auch das Coronavirus ist nicht besiegt. Nach dem Lockdown könnte sich die nicht immune Mehrheit der Bevölkerung anstecken. Die aktuellen Sterbequotienten verschlechtern sich vielleicht. Trotzdem: Es ist schwer vorstellbar, dass die Schweiz italienische Verhältnisse erlebt mit Spitälern als Virenherden. Und selbst in diesem unwahrscheinlichen Extremszenario käme sie kaum schlechter durch die Corona-Krise als durch die letzte grosse Grippewelle.

Haben wir es mit den Gegenmassnahmen übertrieben? Die Frage drängt sich auf. Die Ansteckungskurven verflachen sich. Nicht einmal im Tessin sind die Spitäler überlastet. Die Zahl der täglichen Corona-Toten nähert sich in der Schweiz dem Nullpunkt. Die volkswirtschaftlichen Kosten des Lockdowns betragen nach Schätzungen vier Milliarden Franken wöchentlich, steil steigend. Der Bundesrat hat ohne Parlamentsbeschluss bereits Geldspritzen in der Höhe von mindestens 61 Milliarden Franken bewilligt, ein Himalaya von Steuerzahlergeld. Mit solchen Summen liesse sich mühelos die AHV sanieren oder ein Grippezentrum bauen mit 5000 Intensivbetten, verteilt auf mehrere Kantone. Es ist gespenstisch, wie leicht- und freihändig diese Beträge gesprochen werden in einem Land, das jahrelang über Trottoir-Verbreiterungen oder Kampfjets streiten kann.

Natürlich wird der Bundesrat beteuern, er habe mit seinem Durchgreifen Schlimmeres verhindert. Er wird auf die anderen Länder zeigen. Die Experten werden Kurven finden, um die horrenden Ausgaben zu rechtfertigen. Ihre Beteuerungen bleiben unbeweisbar. Das ist ihr Trumpf. Doch allmählich realisieren wir: Noch nie hat eine Schweizer Regierung auf der Grundlage so dürrer Daten und Modelle so weit reichende Entscheidungen getroffen. War es



wirklich nötig, alle Geschäfte zu schliessen? Hätte man sich mit einem Notvorrat an Gesichtsmasken den Lockdown ganz oder teilweise sparen können? Warum wurden die Kinder aus den Schulen genommen, wo doch die Krankheit vor allem die älteren Risikogruppen trifft? Haben wir unsere Wirtschaft erwürgt, nur weil es der Bund versäumte, genügend Beatmungsplätze zu installieren? Bis heute ist die Regierung eine Erklärung schuldig geblieben, auf der Basis welcher Fakten und Zahlen sie ihre Politik konzipiert. Und allenfalls zu ändern gedenkt.

Die Medien loben die Strategie des Bundesrats. Hatte er denn eine? Dass sich Viren nicht mehr verbreiten, wenn alle zu Hause bleiben, weiss jedes Kind, nachdem es erstmals heftiger an Grippe erkrankt ist. Man braucht kein Heer von Epidemiologen und Virologen, um den Entscheid der allgemeinen Selbsteinbunkerung zu begründen. Jetzt, da die Kurven des Unheils weniger gefährlich aussehen als befürchtet, ist es höchste Zeit für den Ausstieg aus dem Gefängnis der Quarantäne. Risikobasierte Szenarien liegen bereit. Wir müssen raus aus dem Käfig. Und zurück ins richtige Leben.

Hilft uns Corona, die Prioritäten zu justieren? Gesundheit ist wichtig, keine Frage, aber Gesundheit ist nicht alles. Die Menschheit wird krank und stirbt, wenn sie für ihre Gesundheit ihre wirtschaftliche Existenzgrundlage opfert. Wirtschaft ist nicht Gegenteil, sondern Voraussetzung der Volksgesundheit. Ohne Wirtschaft verhungern die Leute, gibt es keine Industrie, keine Medikamente, keine Altersvorsorge, kein Gesundheitswesen. Simple Wahrheiten gehen vergessen in Zeiten des Wohlstands. Dank der Seuche kehrt die Wirklichkeit zurück. Der Sinn für Grenzen. Eine Welt, die ohne Gott lebt, verdrängt auch den Tod. Man kann ihn nicht besiegen. Nicht mit allem Geld der Welt.

Unsere einzige Schwäche:
Es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch



Spitze für Sie





Offener Brief an den Bundesrat: Stimmen der KMU's

Sehr geehrte Frau Bundespräsidentin
Sehr geehrte Damen und Herren Bundesräte
Sehr geehrter Herr Bundeskanzler

Aufgrund unserer Tätigkeit sind wir täglich im Austausch mit Unternehmer, CEO's und Verwaltungsräte von KMU's aller Branchen. Folglich geht uns der Ruf «das Sprachrohr der Schweizerischen KMU's» voraus. Wir erlauben uns, sehr geehrte Damen und Herren Bundesräte, Ihnen einen Auszug der Statements und Forderungen der KMU's zu schildern.

Die Lage ist **wirtschaftlich** derart angespannt, dass die Wirtschaft in Kürze total einbricht. Ein Monat Produktionsausfall bedeutet für die meisten KMU's, dass der Jahresgewinn aufgebraucht ist. Trotz Krediten ist das wirtschaftliche Überleben nicht gesichert. Die **finanziellen** Auswirkungen des Aufrechterhaltens bisherigen Massnahmen haben eine Kettenreaktion zur Folge.

Unternehmer aus der Ostschweiz:

«Für uns ist die Situation sehr schlimm. Es wird ein vollkommenes Debakel geben. Finanziell ist das ohne grössere Verschuldung kaum noch zu bewältigen.»

Roman Roth, CEO InnoQ AG:

«Die Regierung hat sich in eine Sackgasse begeben. Es wird ein Flächenbrand ausgelöst und die Dauer des Lockdowns ist nicht bekannt.»

Metzgereibetrieb Mittelland:

«Durch die Einstellung des Caterings, verlieren wir jede Woche CHF 300'000.–. Die Kreditrückzahlung ist so gut wie unmöglich.»

G. R., Unternehmer Kanton Zürich:

«Wir bekommen keine Budgetfreigaben. Es wurde bereits einiges auf unbestimmte Zeit verschoben. Deshalb wird das nächste Jahr für uns sehr schwierig.»

M. R., Unternehmer aus der Zentralschweiz:

«Die aktuelle Situation wird als Druckmittel genutzt: Wenn sie mir heute mehr Rabatt geben, kann ich die Investition frei geben. Sonst wird sie verschoben auf nächstes Jahr.»

Jürg Rubin, Unternehmer Kanton Aargau:

«Meine Mitarbeitenden sind durch die grossen Schlagzeilen total verunsichert.»

Z. H., Unternehmer Kanton Zürich:

«Wir gehen davon aus, dass die Auftragsbücher in 2 Wochen leer sind.»

Hausärztin Kanton Baselland:

«Ich kann kaum mehr richtig arbeiten, da sehr viele Telefonate täglich zu bewältigen sind von äussert verunsicherten Patienten und Menschen. Es herrscht zu viel Hysterie, welche von den Medien befeuert wird.»

Forderung:

- Die Arbeitskräfte unter Einhaltung der nötigen Vorsichtsmassnahmen und Hygienevorschriften, am 20. April 2020 schrittweise wieder zurück an ihren Arbeitsplatz schicken.
- Sofortiger Beginn des regulären Schulunterrichtes.
- Aufhebung der Ladenschliessungen per 20. April 2020 unter Beachtung von Hygienevorschriften.
- Aufrechterhaltung eines wirksamen Grenzschutzes mit Verstärkung des Grenzwachkorps.

Es rollt eine ungebremsste Wirtschaftskrise mit all ihren Folgen (wie Depressionen, Selbstmordrate, Sozialfälle, gesellschaftliche Spannungen etc.) auf uns zu, die es jetzt zu stoppen gilt!

Dieser Brief hat den Rückhalt von über 500 Unternehmern aus der Schweiz.

Freundliche Grüsse
Michelle Rütli-Kumml
CEO

Wir wollen

Von Beat Gygi — Die Wirtschaft ist gelähmt. Es droht ein Einbruch extremsten Ausmasses. Starke Gegenkräfte warten auf ihre Entfesselung.



Die Moral ist intakt: Wochenmarkt in Bern.

Wie geht es der Wirtschaft? Die Frage, was in den nächsten Wochen mit dem eigenen Arbeitsplatz passiert, wie gut es der Firma geht, was es noch zu tun geben könnte, ob das Einkommen noch fliessen wird, ist den meisten Menschen noch nie so nah gegangen wie jetzt. In der Zeit, in der viele zu Hause blockiert sind und merken, dass es draussen überall zu harzen beginnt, dass es schwierig ist, Socken zu kaufen, und auch die Pakete viel länger unterwegs sind als sonst, wird vielen bewusst, dass sie im schlechten Fall so viel verlieren könnten, wie sie es sich bisher nie vorgestellt haben.

Auch Ökonomen, die in Konjunkturprognosen routiniert sind, haben so etwas noch nicht erlebt: An allen Ecken und Enden beginnt es zu bröckeln, innerhalb zweier Wochen änderte sich das Bild so stark, dass man die vorher erstellten Analysen und Vermutungen völlig überarbeiten musste und jetzt eine Schrumpfung des Bruttoinlandsprodukts in diesem Jahr um mehrere Prozent für möglich hält – sofern die Lähmung der Wirtschaft irgendwann im April oder Mai beendet wird. Sollte die Blockade länger andauern, wäre der Einbruch rasch einmal doppelt so stark.

Mehrere Branchen mit behördlichem Geschäftsverbot verloren bisher mehr als die Hälfte ihres Geschäftsvolumens, Transporteure berichten, dass sich der Nord-Süd-Verkehr in

Europa nach der Schliessung der italienischen Wirtschaft innert kürzester Zeit halbiert habe. Störungen in den Lieferbeziehungen und der Wegfall von Geschäftspartnern zwingen viele zum Daumendrehen. Anfang Woche waren es in der Schweiz 130 000 Betriebe, die Kurzarbeit für insgesamt 1,45 Millionen Beschäftigte beantragt hatten. Das betrifft 28 Prozent der Erwerbstätigen im Land. Man muss sich einmal vorstellen, wie die Arbeitslosigkeit und die persönlichen Sorgen in die Höhe schnellen würden, wenn auch nur ein kleiner Teil dieser Stellen endgültig wegfiel. Da passt es ins Bild, dass die Regierung immense Summen einsetzen will, um Firmen und Menschen durch die Krise zu helfen.

Gesunde Wirtschaft

Aber man sollte nicht einfach Trübsal blasen. Immerhin gibt es auch einen anderen, grossen Teil der Wirtschaft, der weniger in der Öffentlichkeit steht, sondern diskreter in den Labors, Produktionshallen und Büros weiterarbeitet und immer noch fast auf vollen Touren läuft. Die Schweiz hat eine solide und grosse Pharma- und Chemieindustrie, die jetzt allerdings auch die Lieferengpässe, Transporteinschränkungen und den Wegfall der Flugverbindungen zu spüren bekommt. Auch wenn man auf die anderen, jetzt gelähmten Teile der Wirtschaft schaut, bietet sich vorläufig kein schlechtes Bild. Bei früheren Rezessionen lag der Grund für den Absturz oft darin, dass etwas in der Wirtschaft wirklich marod war, etwa weil Unternehmen jahrelang in unsinnige Vorhaben investiert hatten, die dann ihren Wert verloren. Oder weil sich Pessimismus ausbreitete und die Nachfrage schwach wurde – begleitet vom Seufzer «Wir können nicht mehr» oder «Wir sind müde». Die Erholung brauchte deshalb ihre Zeit.

Diesmal tönt es in der Krise ganz anders: «Wir wollen, aber dürfen nicht» oder «Wann geht es los?», und das ist etwas ganz anderes. Die Menschen warten darauf, wieder aus dem Haus gehen zu dürfen und die Arbeit aufzunehmen. Noch ist wenig kaputtgegangen. Die Moral ist weitgehend intakt, die Firmen existieren noch, man weiss noch, wie es geht, die Läden müssen einfach geöffnet und die Produktionsanlagen wieder gestartet werden dürfen. Es ist klar, dass sich die Politik stark nach der Bekämpfung des Coronavirus richten wird, aber man muss sich auch immer wieder bewusst machen, was man den Leuten wegnimmt, wenn man sie nicht machen lässt.

Immer nur lächeln



Ursula Koch, Politgespenst.

Sie muss jetzt 78 sein. Nie hat jemand so viele Nachrufe über sich nicht gelesen wie sie. Sie tauchte vor zwanzig Jahren unter im verschwiegene Irgendwo wie einst der legendäre Schriftsteller J. D. Salinger. Sie hatte, als sie noch öffentlich existierte, stets ihr glucksendes Lachen parat, Schutzreflex und Tarnung wie ihre helmartige Frisur, selbst damals, als der Reporter der *Weltwoche* sie fragte: «Wollen Sie wirklich, dass das in der Zeitung steht?» Ursula Koch lachte: «Ich habe nichts zu verbergen.» Die studierte Dr. chem. war als Unruhestifterin aus dem kantonalen Sekretariat der SP geworfen worden und suchte zur Selbstfindung den Psychoanalytiker auf, einen Genossen. Und sie schaffte es mit – oder trotz – diesem Geständnis in den Zürcher Stadtrat. Als sie 1986 das Hochbauamt übernahm, musste sie ein grässliches Schlachtfeld aufräumen: Der Baupolizeiführer Günther Tschannun hatte in einem Amoklauf vier Spitzenbeamte erschossen.

Ihr angebliches Mantra «Die Stadt ist gebaut» – gesagt hatte sie: «Die Stadt ist ein gebauter Ort» – trug ihr den Ruf der Blockiererin ein, zu Unrecht. Sie segnete ein neues Quartier in Oerlikon ab und verhandelte heimlich mit dem Finanzhai Werner K. Rey, dem damaligen *Weltwoche*-Besitzer, der eine Grossüberbauung plante. Sie kehrte beeindruckt aus der totalsanierten Olympiastadt Barcelona zurück. In Zürich hatte sie souverän den freisinnigen Stadtpräsidenten Thomas Wagner aus dem Amt intrigiert und ihren blassen Parteigänger Josef Estermann etabliert. Sie regierte faktisch die Stadt und galt als die Hoffnung der linken Frauen, sogar als zukünftige Bundesrätin, als sie 1997 Präsidentin der nationalen SP wurde. Eine Klatschjournalistin erschnüffelte ihr Verhältnis mit einem Stadtratskollegen. An der Verlegertagung posaunte sie: «Ich hasse die Tyrannei der Medien.» Ein halbes Jahr später verschwand die Unverständene. Inspiriert von Oskar Lafontaine in Berlin? Sie heiratete, lernte Auto fahren und verzehrt ihre Pension in der Provence. Peter Hartmann

Tinder brennt

Von Roman Zeller — Männer erleben beim Online-Dating die Zeit ihres Lebens – Corona sei Dank.



«Chatten, bis wir rauskönnen.»

Tinder ist tot, dachte ich, seit Monaten, vielleicht Jahren schon. Tinder ist eine Dating-App, ein Cäsar-Spiel – Rechtswisch top, Linkswisch Flop. Sie existiert seit 2012, aber ihr Reiz war weg, bis Corona gekommen ist und mit dem Virus das Social Distancing. «Stay at home» verschiebt Flirts zwangsläufig in virtuelle Sphären.

Doppelt, wenn nicht dreimal so viele Tinder-Treffer hätten sie derzeit, berichten stadtbekannt Könige des Online-Datings. «Tinder brennt», melden sie, «vor allem Frauen – probier's.» Ich beginne, die Bildkartei zu durchforsten, zur Primetime, am Sonntagabend, weil jede und jeder die Woche positiv beenden und erfreulich starten will.

In welchem Käfig?

Minuten später lächelt Sandra, neunzehnjährig, stark geschminkt, vor einem Badezimmer-Spiegel: «Coronavirus made me do it», steht unter ihrem Profilbild. Volltreffer, «It's a match!», lautet die Jubelmeldung. Die Tinder-Flamme, Erfolgssymbol der Online-Balz, lodert erstmals.

Dann erneut: Rima, 29, die ihre roten Lippen zum Kussmund formt. Sie langweile sich zu Tode, sei alleine, isoliert. Deshalb tippt sie: «I am bored as fuck.»

Und so geht das weiter, den ganzen Abend: Die Frauen agieren offensiv, zetteln Konversationen an, senden winkende Emoji-Hände und Zwinker-Smileys. Und wenn man als Mann den ersten Schritt macht, reagieren die meisten sogar auf ein plumpes «Hey». Zu ihnen gehört die blonde Julia, 30. Sie findet es «schön», dass ich ihr schreibe.

Céline, 31, mit Sonnenbrille, fragt, wo ich eingesperrt sei, in welchem Käfig.

Sie wolle chatten, bis wir rauskönnnten – nach Corona, wenn die Tinder-Flamme wieder erlischt.

Krankheit als Weg

Von Reiner Eichenberger — Die Schweiz muss so rasch wie möglich den Lockdown-Modus überwinden. Aufgrund gemeinsamer Forschung mit meinem Kollegen David Stadelmann schlage ich folgende Schritte vor.

1. Der Bundesrat muss der Bevölkerung drei Fragen beantworten: Für wie gefährlich hält er das neue Coronavirus? Seine Zwangsmassnahmen fussten auf der Annahme, dass das Virus äusserst gefährlich sei. Mittlerweile sehen es immer mehr Fachpersonen anders. Die Dunkelziffer der Infektionen scheint hoch und damit die Häufigkeit von Komplikationen tiefer als befürchtet. Viele der schweren Fälle hängen weniger mit dem Alter der betroffenen Personen zusammen als mit den gesundheitlichen Vorbelastungen, die rein statistisch mit dem Alter zunehmen. Entsprechend gehen durch die Krankheit weniger Lebensjahre verloren als befürchtet, und die Gefahr für gesunde Alte ist kleiner als zunächst angenommen.

Wie erfolgreich sind die Zwangsmassnahmen? Der Bundesrat feiert ihre Wirkung auf die Infektionsrate als grossen Erfolg. Doch dass bei einer Vollbremsung sozialer und wirtschaftlicher Aktivität die Infektionen abnehmen, hat niemand bezweifelt. Die Frage ist, ob die Vollbremsung angemessen war – angesichts der riesigen Schäden durch Fast-Stillstand bei anderen Gesundheitsleistungen, Wirtschaft, Kultur und Sport. Gilt weiterhin die Annahme, dass es ohne Impfung auf eine Durchseuchung von rund 70 Prozent hinausläuft? Falls ja, und dafür spricht vieles, wären die bisherigen Einschränkungen wohl zu hart. Die Bedrohung durch eine «zweite Welle» muss präzisiert werden. Eine höhere anfängliche Durchseuchung dürfte bremsend auf eine «zweite Welle» wirken, und bis dann sollten die Spitäler hinreichend aufgerüstet sein.

2. Für die weitere Abfederung des durch das Virus noch drohenden medizinischen Schocks braucht es eine sehr gezielte Ausweitung spezifischer Ressourcen im Gesundheitswesen. Dabei ist nicht nur staatliche Planung notwendig. Vielmehr müssen private Unternehmen die Möglichkeit erhalten, schnell neue Produkte anbieten zu können.

3. Mit der Ausbreitung der Krankheit wächst eine entscheidende Ressource zur Bewältigung der Krise. Diese Ressource sind die genesenen Infizierten, die Corona-Immunen. Diese Ressource muss eingesetzt werden. Dafür muss sie gesucht sowie gefunden werden.

4. Um ihre Leistungskraft für sich selbst und für andere, zum Beispiel in der Pflege, voll zu nutzen, müssen Immune sich sofort wieder völlig frei bewegen können. Dafür müssen sie zum

einen selbst wissen, dass sie immun sind, und die anderen Menschen sollten sie möglichst von Nichtimmunen unterscheiden können. Deshalb brauchen sie ein verlässliches Immunitätszertifikat über nachgewiesene Antikörper oder über die Genesung nach überstandener Krankheit. Das Zertifikat kann staatlich, aber auch von staatlich geprüften privaten Organisationen ausgestellt werden (ähnlich dem TÜV).

5. Auch den Noch-nicht-Immunen muss schnell wieder volle Freiheit gegeben werden. Sonst droht wilde Selbstinfizierung. Um diese zu verhindern, muss der Staat den Bürgern gute Möglichkeiten bieten, freiwillig und medizinisch kontrolliert sich selbst zu immunisieren. Ziel ist eine schnellere, gelenkten Durchseuchung, um die Risikopersonen bestmöglich zu schützen.

6. Der Politik droht ein Glaubwürdigkeitsverlust. Bei Schockrisiken erhalten der Staat und die öffentliche Verwaltung in kurzer Zeit zusätzliche Macht. Diese muss rasch und vollständig wiederabgebaut werden. Wir brauchen einen breiten Diskurs darüber, wie in zukünftigen Krisensituationen vorgegangen werden soll. Wir schlagen vor, die Entscheidung über das Eintreffen und Fortbestehen eines Seuchenfalls von der Entscheidungsmacht im Seuchenfall institutionell zu trennen. Niemand soll sich selbst Macht verschaffen dürfen.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg.



Es braucht ein Immunitätszertifikat.

Schiefe Laufbahn

Von Urs Gehrig — Wochenlang spielte WHO-Chef Ghebreyesus die Gefahren des Coronavirus herunter. Wie konnte der Ex-Kader einer gewalttätigen kommunistischen Partei zum Wächter über die Gesundheit von 7,8 Milliarden Menschen aufsteigen?

Der Aufstieg verläuft unspektakulär. Nur Insider kennen ihre Namen. Und meistens scheiden sie aus dem Amt aus, ohne dass die breite Öffentlichkeit je von ihnen Notiz genommen hat. So schien es auch Tedros Adhanom Ghebreyesus zu ergehen. Dann kam die Corona-Krise. Jetzt steht der Mann mit Amtssitz an der Genfer Avenue Appia täglich im Fokus. Der Äthiopier ist Direktor der Weltgesundheitsorganisation (WHO) – eine Art globaler Daniel Koch, zuständig für das gesundheitliche Wohl von 7,8 Milliarden Menschen.

Als in Wuhan das tödliche Virus wütete, tappete Ghebreyesus wochenlang im Dunkeln. Nachdem er Ende Dezember von China endlich eingeweiht worden war, wiegelte er zwei weitere Monate ab und entwarnte. «Vorläufige Untersuchungen der chinesischen Behörden haben keine eindeutigen Beweise für eine Übertragung des neuartigen Coronavirus (2019-nCoV) von Mensch zu Mensch gefunden», liess er am 14. Januar im Namen der WHO twittern. Nachdem Chinas Staatschef Xi Jinping in Wuhan einen totalen Lockdown verordnet hatte, reiste Ghebreyesus nach Peking, lauschte andächtig Xis Beteuerungen und lobte: Dank «der Geschwindigkeit, dem Ausmass und der Effizienz» seiner Massnahmen habe China «Zeit für die Welt gewonnen».

Längst haben sich Zweifel zur Gewissheit verdichtet, dass China nicht nur zu spät reagierte, sondern eine grossangelegte Vertuschungsstrategie einleitete, warnende Ärzte zum Schweigen oder Verschwinden brachte und so dem Rest der Welt wertvolle Zeit zur Vorbereitung auf die Katastrophe raubte («Was hat China zu verbergen?»), *Weltwoche* Nr. 13/20). Schlimmer noch: Während sich das Virus explosionsartig ausbreitete, liess Chinas kommunistische Regierung Menschen in alle Himmelsrichtungen ausfliegen. Ungefähr sieben Millionen verliessen Wuhan im Januar und trugen das Virus ins Land und in die ganze Welt hinaus, berichtete die *New York Times*.

Mugabe zum Botschafter ernannt

Ghebreyesus' Begeisterung über das chinesische Vorgehen bleibt ungebrochen. Er meinte gar: «Das ist der Vorteil von Chinas System, von dem andere Länder lernen können.» Mitarbeiter und Verbündete des WHO-Direktors erklärten, Ghebreyesus verfolge eine pragmatische Strategie. Als ehemaliger Gesundheits-



Lob für China: Ghebreyesus mit Xi Jinping.

und Aussenminister Äthiopiens sei sein diplomatisches Fingerspitzengefühl wohl erprobt. Sein Lob für China sorgte dafür, dass die Grossmacht weiterhin sensible Daten über die Krankheit austausche.

Ghebreyesus' Milde im Umgang mit China habe einen anderen Grund, monieren dagegen Kritiker. Peking sei massgebend mitverantwortlich dafür, dass er den einflussreichen Posten überhaupt erst bekommen habe. «Chinesische Diplomaten hatten sich mächtig für den Äthiopier eingesetzt, indem sie Pekings finanziellen Einfluss und das undurchsichtige Hilfsbudget nutzten, um in den Entwicklungsländern Unterstützung für Ghebreyesus aufzubauen», schrieb die *Sunday Times* nach der



Die Tugend will nicht immer passen,
Im Ganzen lässt sie etwas kalt
Und dass man eine unterlassen,
Vergisst man bald.

Wahl von Ghebreyesus zum WHO-Direktor im Oktober 2017. Und die *Washington Post* stellte fest: «Ghebreyesus gewann die Wahl trotz weitverbreiteter Vorwürfe, er habe als Gesundheitsminister in Äthiopien drei verschiedene Cholera-Epidemien vertuscht.»

Auch politisch ist Ghebreyesus den Kommunisten in Peking verwandt. Gemäss äthiopischen Medien bekleidete er eine Schlüsselfunktion im ständigen Polit-Ausschuss der Tigray People's Liberation Front (TPLF), einer kommunistischen revolutionären Partei, die wegen gewalttätiger Aktionen in den neunziger Jahren von der US-Regierung als terroristische Organisation eingestuft worden war. So verweigerte die TPLF der ethnischen Gruppe der Amhara wegen deren Zugehörigkeit zur Oppositionspartei die medizinische Notversorgung. In leitender Funktion damals: Gesundheitsminister Ghebreyesus, dessen Name übersetzt so viel bedeutet wie «Diener Jesu».

Einmal in Genf angekommen, ernannte der neue WHO-Chef Robert Mugabe zum «Botschafter des guten Willens». Der internationale Protest blieb nicht aus. Der Diktator und Massenmörder aus Simbabwe musste sein karitatives Amt wieder aufgeben. Dass es überhaupt zum peinlichen Intermezzo kam, hat offenbar ebenfalls mit Ghebreyesus' Freunden in Peking zu tun. «Mit der Ernennung [Mugabes] beglich er eine politische Rechnung gegenüber China, einem langjährigen Verbündeten Mugabes», schrieb die *Sunday Times*, gestützt auf diplomatische Quellen.

Zurück in die Gegenwart. Auch nach dem Lockdown in Wuhan am 23. Januar liess Peking weiterhin chinesische Passagiere ins Ausland fliegen. Als Kritik dagegen laut wurde, gab Ghebreyesus abermals den Papagei Pekings. Am 3. Februar tadelte er US-Präsident Trump, nachdem dieser eine Einreiseperrre für Chinesen verhängt hatte. «Es gibt keinen Grund, Massnahmen zu ergreifen, die den internationalen Reise- und Handelsverkehr unnötig behindern.»

Derweil kehrt China zur Normalität zurück und hat Lebendtierrmärkte mit Fledermäusen, Pangolinen, Schlangen und mannigfaltig Urwaldgetier wieder geöffnet. Dies, obwohl Virologen genau diese Orte als Brut- und Infektionsstätten für gefährliche Viren identifizieren. «Das bringt mich um den Verstand», sagt Dr. Anthony Fauci, Amerikas Top-Experte für ansteckende Krankheiten. «Macht diese Dinger sofort dicht!» An der Genfer Avenue Appia scheint man damit keine Eile zu haben. Man denke zusammen mit anderen Uno-Zweiggruppen darüber nach, lässt der weltberste Gesundheitswächter verlauten.

Die im Artikel verwendeten Quellen auf:
www.weltwoche.ch/Dokumente

Tödlich ist nur die Langeweile

Von Kurt W. Zimmermann — Der auffallendste TV-Journalist der letzten zwei Jahrzehnte ist kein gebührenfinanzierter Kopf. Markus Gilli von Tele Züri hat den politischen Journalismus im Fernsehen stärker geprägt als seine SRG-Kollegen. Seine Sendung lanciert Polit-Karrieren.



Bedeutendster Schweizer Fernsehjournalist der Gegenwart: Chefredaktor Gilli.

Wenn man eine Story über einen Journalisten schreibt, dann beginnt man am besten mit der verrücktesten Phase seiner Karriere. Die verrückteste Phase erlebte der Journalist Markus Gilli vor zwanzig Jahren.

Im Sommer 2000 wurde Gilli Programmleiter des TV-Regionalsenders Tele Züri. Ein Jahr später schon wurde er als Programmleiter von Tele Züri wieder abgesetzt. Und ein paar Monate später war er erneut Programmleiter von Tele Züri.

Was war geschehen? Roger Schawinski brauchte damals für seine TV-Projekte einen verlässlichen Chef. Denn Schawinski plante, weil zunehmend in Finanznot, sein Medienunternehmen zu verkaufen. Er ernannte seinen alten Weggefährten Markus Gilli zum Sendeleiter.

Im August 2001 dann hatte Schawinski sein Tele Züri und sein Radio 24 an den Medienkonzern Tamedia verkauft. Den Tamedia-Verantwortlichen riet er nun, Gilli als Chef zu entlassen und auf neue Kräfte zu setzen. Tamedia folgte seinem Rat.

Tamedia realisierte dann aber schnell, dass man auf einen Trick von Schawinski hereingefallen war. Schawinski fürchtete, dass der talentierte Gilli mit Tele Züri erfolgreicher werden könnte, als er es selber gewesen war, und wollte ihn weghaben. Tamedia korrigierte Schawinskis Trick. Kurz darauf stand Gilli wieder an der Spitze des Senders.

Seitdem hat Markus Gilli über zwei Jahrzehnte eine bemerkenswerte Leistung hingelegt. Er ist der einzige Journalist eines regionalen TV-Privatkanals, der es an Bekanntheit in die gebührenfinanzierte Liga der SRG-Prominenz geschafft hat. Gilli ist eine nationale Marke geworden, wie das ansonsten nur öffentlich-rechtlichen Ziehfiguren wie Jonas Projer, Susanne Wille, Sandro Brotz und Katja Stauber gelang.

Wenn das Kriterium nicht Bekanntheit, sondern politischer Einfluss ist, dann ist Gilli womöglich gar der bedeutendste Schweizer Fernsehjournalist der Gegenwart. Keiner hat so viele politische Karrieren angestossen,

beflügelt und vorangebracht wie der Tele Züri-Chef.

Der Grund liegt in seiner unfasslichen Bildschirmpräsenz. Gilli ist der unermüdetlichste TV-Talkmaster der Mediengeschichte, an Fleiss nur vergleichbar mit dem legendären Larry King von CNN. Drei- bis viermal pro Woche moderiert er seinen «Talk täglich», ein klassisches Eins-zu-eins-Interview. Jeweils am Sonntag legt er mit seinem «Sonntalk» nach, zu dem drei Gäste geladen sind. Insgesamt hat Moderator Gilli weit über 3000 Gesprächspartner vor dem Mikrofon gehabt.

Der «Sonntalk», so resümierte die Schweizer Ausgabe der *Zeit*, sei im Lande inzwischen «die wichtigste politische Talkshow». Als Talkmaster sei er «simply the best», rühmte ihn die *Schweizer Illustrierte*. Die Branche wählte ihn 2013 zum «Journalisten des Jahres».

Tatsächlich hat Gillis Bühne eine ganze Reihe von politischen Meinungsführern herausgebracht. Gross gemacht hat Tele Züri auf der konservativen Seite etwa Ueli Maurer, Ueli

Giezendanner, This Jenny, Gerhard Pfister und Alfred Heer. Auf der linken Seite profilierte der Sender Politiker wie Mario Fehr, Christine Goll, Jacqueline Badran, Bastien Girod und Cédric Wermuth.

Gilli, das macht ihn überparteilich erfolgreich, hat seinen Sendungen keinen politischen Drall verpasst, wie das vor allem in deutschen Talkshows zunehmend üblich geworden ist. Der Anspruch der Weltenrettung ist ihm fremd, dies auch deshalb, weil er sich politisch in keinem Lager verortet. Gilli sieht sich als «Liberaler mit hohem Freiheitsanspruch». Eine Partei hat er noch nie gewählt, nur Personen.

Hochkarätiger geht es nicht

Gilli, so wissen Spitzenpolitiker inzwischen, ist im Vergleich mit der «Arena» des Staatsfunks eine gleichwertige Plattform der Resonanz geworden. Am letzten Sonntag beispielsweise, zum Thema Corona-Ausstieg, waren bei Gilli die üblichen drei Gäste im Studio. Es waren FDP-Präsidentin Petra Gössi, SP-Nationalrätin Jacqueline Badran und SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Hochkarätiger geht es in der Schweiz nicht.

Wenn Gilli ruft, dann kommen sie alle.

Am häufigsten in seinem Studio, wie üblich in allen Schweizer Medien, war natürlich Christoph Blocher. Gilli hat ihn bisher über fünfzig Mal vor der Kamera gehabt. Zum Vergleich der beiden bekanntesten Talkmaster

Rein statistisch betrachtet, ist Markus Gilli der Rekordhalter im helvetischen Journalismus.

der Schweiz sagte Blocher einmal: «Gilli stellt die härteren Fragen als Schawinski, aber sein Ton ist nicht so unverschämt.»

Nun fragen sich die Leser dieses Artikels wohl allmählich, warum dieser Gilli aus Zürich für die *Weltwoche* ein grosses Thema ist. Nun, der Anlass ist naheliegend. Am kommenden 30. Mai 2020 wird Markus Gilli 65 Jahre alt. Am Tag darauf, am 31. Mai 2020, geht er als Chefredaktor in Pension. Es ist also Zeit für eine Würdigung. Wenn man es etwas bombastisch formulieren will, dann könnte man sagen, dass am 31. Mai eine Ära endet. Es ist die Ära Gilli in den elektronischen Medien.

Rein statistisch betrachtet, ist Markus Gilli der Rekordhalter im helvetischen Journalismus. Er arbeitet seit vierzig Jahren in demselben Unternehmen, das hat sonst kein Berufskollege geschafft. Das Unternehmen hatte in den vierzig Jahren drei Besitzer.

Gilli begann 1980 als Reporter für Schawinskis Radio 24 und war dann jahrelang dessen Programmleiter. Für seine Reportagen über die Zürcher Drogenszene rund um den Platzspitz gewann er als erster Journalist eines Privatradios den *Tele-Preis* sowie den Zürcher Radiopreis.



*Scheint dir auch mal das Leben rau,
sei still und zage nicht,
die Zeit, die alte Bügelfrau,
macht alles wieder schlicht.*

Dann wechselte er ins TV-Geschäft und wurde 1999 Chefredaktor von Schawinskis Projekt Tele 24. Es wurde ein Desaster.

Mit dem Newskanal Tele 24 legten sich die zwei Lokaljournalisten Schawinski und Gilli auf nationaler Ebene mit dem SRG-Giganten des öffentlichen Rundfunks an. Sie starteten mit dem lächerlichen TV-Budget von insgesamt 13,2 Millionen Franken. Der Konkurrent des Deutschschweizer Fernsehen hingegen konnte jährlich 700 Millionen Franken in die Schlacht werfen.

Die Werbeeinnahmen von Tele 24 blieben weit unter dem Businessplan, und das Defizit riss auch den Regionalsender Tele Züri, den Gilli nun gleichzeitig leitete, mit in die Tiefe. Der Jahresverlust stieg schnell gegen zehn Millionen Franken. Schawinski musste Tele 24 einstellen und Radio 24 wie Tele Züri an Tamedia verkaufen.

Mit rund 70 Millionen auf dem Bankkonto machte sich Schawinski nun aus dem Schlachtenstaub davon. Gilli aber blieb.

Von 2002 bis 2014 leitete er weiterhin sein Tele Züri. Dann verkaufte Tamedia an die heutige CH-Media-Gruppe aus dem Aargau, und Gilli übernahm dort neben Tele Züri auch die Führung der anderen hauseigenen TV-Kanäle wie Tele Bärn und Tele M1.

Seitdem ist das Verhältnis von Schawinski und Gilli schwer zerrüttet. Schawinski hat es, wie so mancher Pionier, schlecht verwunden, dass sein Nachfolger im täglichen Fernsehgeschäft langlebiger und geschäftstüchtiger operierte, als ihm dasselber gelungen war. In einem seiner Bücher warf er Gilli «Vatermord» vor.

Es ändert nichts daran, dass Gilli seit zwanzig Jahren der auffallendste Kopf ist, den die schweizerische TV-Provinz herausgebracht hat. Der Ausdruck «Provinz» ist hier nicht herablassend gemeint, sondern das Markenzeichen einer Journalistenkarriere.

Gilli ist bekennender Provinzler. «Regionalfernsehen», sagt er, «findet im Wohnzimmer statt. Dort braucht es Vertrautheit.»

Seit zwanzig Jahren ist denn das Programm-schemata von Tele Züri unverändert geblieben. Es hat etwas Anachronistisches. Eine mehrfach wiederholte Stundenschlaufe mit News und Wetter und Interviews, dazu in Magazinformat etwas Beigemüse. «Talk täglich» wie «Sonntalk» gehen, wie immer schon, ausnahmslos

live und unbearbeitet über den Sender. Selbst das Studiodekor hat sich in zwanzig Jahren nicht verändert, eine Art beleuchtetes Mauerwerk, das von einem Innenarchitekten der DDR entworfen sein könnte.

Auch Gillis Auftritt hat sich nie verändert. Er redet Mundart, wie das üblich ist in der Provinz. Er ist ein Talkmaster der alten Schule, nicht ohne sprachliche Prägnanz, aber moderat im Ton, weil er sich selber nicht für den grossen Star der Show hält. «Stets voll da, schnell im Kopf, knackige Themen», beschrieb die *Sonntagszeitung* seinen Stil. Er selber formuliert es ähnlich: «Tödlich im TV ist nur die Langeweile.»

Keine einzige Homestory

Die Langeweile ist nun auch sein Risiko. Nach dem Abgang als TV-Chefredaktor wird er ab Juni zwar zu 40 Prozent weiter für seine Sender arbeiten und, nebst einem «Talk täglich» pro Woche, auch den «Sonntalk» weiter moderieren. Was er daneben tun wird, sagt er nicht. «Gewisse Projekte», murmelt er.

Solche Verschwiegenheit war schon immer seine sture Eigenheit. Der Mann, der seit vierzig Jahren fast täglich vor dem Radiomikrofon und der Kamera steht, hat sein Privatleben gegenüber seinem Publikum vollkommen abgeschottet. Es gibt keine einzige Homestory über Gilli, die ihn als Privatmann zeigt, es gibt kein einziges Interview mit Gilli, in dem er über persönliche Fragen redet. Er ist Single und lebt im Zürcher Seefeldquartier, das ist alles, was man über ihn weiss.

Auch das hat heute etwas Provinzielles. Da ist einem Journalisten der Journalismus wichtig, nicht der Journalist.

VALUES WORTH SHARING

«Für meine Kunden setze ich mich persönlich ein – jeden Tag.»

Claudio Chicchini,
LGT Relationship Manager seit 2015



Private
Banking

lgt.ch/values

Personenkontrolle

Blattmann, Maurer, von Graffenried, Glarner, Rösti, Amsler, Probst, Laeri, Terekhov, Norouzi, Varadkar, Johnson, Churchill

André Blattmann, Verwaltungsrat, ist gegenwärtig jeden Franken wert. Dabei war die Verwunderung 2017 beträchtlich, als der frühere Armeechef unmittelbar nach seinem Rücktritt im fünfköpfigen Verwaltungsrat der Fluggesellschaft Swiss Platz nahm. Offenbar dachte das Unternehmen, das der deutschen Lufthansa gehört, bei dieser Berufung visionär an den Ernstfall. Jetzt herrscht Corona-Krise, und Blattmann kann zeigen, wo und mit wem er aufgewachsen ist: in Hinwil mit **Ueli Maurer** (SVP), der mittlerweile als Finanzminister die Bundeskasse hütet. Und aus genau dieser Kasse verlangt die Swiss sehr viel Geld. Obwohl die Firma jetzt öffentliche Gelder will: Die Entschädigung ihres Ex-Generals im Verwaltungsrat bleibt – trotz Nachfrage der *Weltwoche* – streng geheime Kommandosache. (möö)

Alec von Graffenried, Optimist, beweist auch in der Corona-Lage grossen Lebensmut. Der Berner Stadtpräsident kommentierte im Gespräch mit der *Berner Zeitung* die einschneidenden Massnahmen wegen des Coronavirus: «Daran werden wir uns noch in fünfzig Jahren erinnern.» Worauf ein spitzfindiger Facebook-Nutzer nachrechnete, dass von Graffenried dann 107 Jahre alt wäre. Ob der Sprössling eines Berner Patriziergeschlechtes bei dem Ausspruch tatsächlich sich selber vor Augen hatte und dies, wie früher Päpste und Könige, mit dem Pluralis Majestatis ausgedrückt hat? Man kann nicht ohne weiteres davon ausgehen. (hmo)

Andreas Glarner, Heisssporn, wird ungeduldig. Der Aargauer SVP-Kantonalpräsident verlangte in den letzten Tagen, dass in seinem Kanton noch vor Ostern alle Geschäfte und Gartenbeizen wieder öffnen sollen. Dies, weil die Zahl der Infizierten mehr als erwartet zurückgehe. Mit seinem Wunsch überraschte der SVP-Nationalrat Freund und Feind – und erwischte Parteichef **Albert Rösti** auf dem falschen Fuss. Dieser musste nämlich in der Sendung «Talk täglich» zu den Forderungen Stellung beziehen und zeigte sich gar nicht erfreut über Glarner's nicht abgesprochenen Sololauf. Die SVP-Strategie sei unverändert, betonte Rösti: Bis zum 19. April gelte für die Partei das vom Bundesrat beschlossene Regime. (hmo)

Christian Amsler, Überlebenskünstler, macht sich in der Schaffhauser Kantonsregierung da-



Vom Krankenbett aus: Corona-Patient Johnson.



Streng geheim: Ex-Armeechef Blattmann.



Lebensmut: Stadtpräsident von Graffenried.



Sololauf: SVP-Politiker Glarner.



Neuer Akzent: Fernsehfrau Laeri.

für stark, die Regierungswahl vom 30. August auf nächstes Jahr zu verschieben. Die Begründung des freisinnigen Bildungsdirektors liegt auf der Hand: Coronavirus! Kenner der Verhältnisse versichern allerdings, dass es noch einen profaneren Grund gebe. Regierungsrat Amsler hat bei den Ständeratswahlen im letzten Herbst ein überaus schlechtes Ergebnis eingefahren. Die schwelende Parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) wegen möglicher Versäumnisse Amslers in der Aufsicht über die Schulzahnklinik fordert ihren Tribut bei der Wählergunst. Der FDP-Mann, so wird vermutet, zittert um die Wiederwahl und um seinen Sessel, der mit etwa 250 000 Steuerfranken im Jahr weich gepolstert ist. (fsc)

Emanuel Probst, Osterüberraschung, trotz dem Trend zu Entlassungen und Kurzarbeit. Zwar leidet auch sein Unternehmen unter dem fast weltweit verordneten Ladenschluss. Doch der Geschäftsführer der Jura Elektroapparate AG, weltbekannt für ihre Kaffeemaschinen, reagiert auf besondere Weise: Er hat An-

fang April zwei Wochen Betriebsferien ausgerufen und jedem Angestellten eine «Durchhalteprämie» von 2800 Franken ausbezahlt. «Wir hatten ein erfolgreiches letztes Jahr und sind sehr gut ins neue Jahr gestartet», teilt Probst seinen Mitarbeitern per Videostream aus dem Home-Office mit. (fsc)

Patrizia Laeri, Power-Feministin, verlässt das Schweizer Radio und Fernsehen. Sie wird ab 1. Juli Chefredaktorin von CNN Money Switzerland. Bei dem privaten Wirtschaftssender will Laeri nun offiziell zum Programm machen, was sie als Moderatorin beim Schweizer Fernsehen nur diskret vertreten konnte. Sie werde, schreibt Laeri nämlich, in einer eigenen Show die Vorteile der «Gender Diversity» promoten. Allerdings ging das Geschäftsmodell von CNN Money Switzerland bislang eher umgekehrt: Grösstenteils weibliche Moderatoren bauchpinselten mit betont sanftmütigen Fragen vor der Kamera das Ego grösstenteils männlicher Wirtschaftsführer. Mit ihrem neuen Akzent sorgt Laeri bereits vor Dienstantritt für Spannung. (fsc)

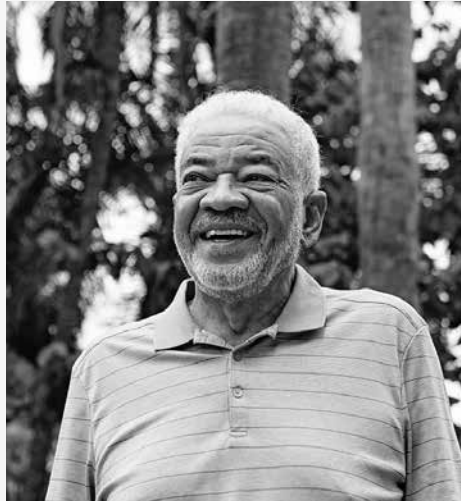
Artur Terekhov, Behördenschreck, schlägt wieder zu. Der HSG-Jurist und Jung-SVPLer hat beim Bundesgericht Beschwerde gegen das neue kantonalzürcherische Taxigesetz eingelegt, welches beispielsweise die Nutzung der Transportplattform Uber stark einschränken würde. Dies als Rechtsvertreter eines Kleinunternehmers für Limousinen-Dienstleistungen. Terekhov argumentiert in seiner Eingabe, die allgemeine Kennzeichnungspflicht aller Autos für den gewerblichen Personentransport widerspreche der Wirtschaftsfreiheit. Für die Gegner des Taxigesetzes gibt es einen ersten Etappensieg zu vermelden: Das Bundesgericht attestierte Terekhofs Beschwerde aufschiebende Wirkung. Bereits letztes Jahr hatte sich Terekhov in eigener Sache vor Bundesgericht gegen einen Blitzkasten in Baden AG zur Wehr gesetzt – am Ende allerdings erfolglos. (fs)

Hassan Norouzi, Scharfschütze, lobt das Militär der Islamischen Republik. Es habe, sagt der im iranischen Parlament einflussreiche Sprecher der Justizkommission, durchaus richtig gehandelt, als es am 8. Januar eine Passagiermaschine der Ukraine International Airlines vom Himmel geholt habe. Damit widerspricht Norouzi der anfänglichen Behauptung Teherans, nach der der Abschuss auf menschliches Versagen zurückzuführen sei. Doch mehr als das: Im Gegensatz zur offiziellen Lesart, laut der die Verantwortlichen des «Unfalls» zur Rechenschaft gezogen worden seien, weiss Norouzi, dass es im Zusammenhang mit dem gezielten Abschuss zu keinen Verhaftungen gekommen ist. (ph)

Leo Varadkar, Telemediziner, kehrt in seinen alten Beruf zurück. Der irische Regierungschef und studierte Mediziner hat sich erneut ins Ärzteregister eintragen lassen, um einmal in der Woche im staatlichen Gesundheitsdienst auszuhelfen. Zur Sicherheit beschränkt er sich auf telefonische Diagnosen potenzieller Corona-Patienten. Er soll schliesslich nicht das Schicksal seines schwer erkrankten Amtskollegen **Boris Johnson** auf der britischen Nachbarinsel teilen. (ky)

Boris Johnson, Intensivpatient, folgt hoffentlich auch als Kranker seinem grossen Vorbild **Winston Churchill**. Derweil in London Gerüchte über eine angebliche Unregierbarkeit des Landes wegen eines schwerkranken Premierministers kreisen, weist Boris' Hausblatt **Daily Telegraph** darauf hin, dass auch der legendäre Kriegspremier vom Krankenbett aus das Land führte: 1941 nach einem leichten Herzinfarkt und 1943 und 1944 mit einer schweren Lungenentzündung, die ihn wochenlang ans Bett fesselte. Churchill genas, obwohl er fünfzehn Jahre älter war als Johnson und einen ungesünderen Lebensstil – Zigarren und Whisky schon zum Frühstück – pflegte. (ky)

Nachrufe



Soul-Standards in die Welt gesetzt: Bill Withers.

Bill Withers (1938–2020) — Bahngleise führten an den schmucklosen Häusern vorbei – hier die schwarze Community, drüben die Weissen. Das Amerika der Rassentrennung war in den 1940er Jahren Realität auch in Slab Fork, West Virginia, doch man hatte sich arrangiert. Nur bei den Nachbarn flogen hin und wieder die Fetzen, erinnerte sich Bill Withers später. Nachdem er mit seinen Freunden auf den Schienen balanciert war, schlenderte er hinüber zu den Weissen und hörte mit ihnen deren Musik am Radio: Country-Songs von Little Jimmy Dickens und Folk-Tunes aus den Appalachen.

Seinen ersten Job hatte Withers Ende der 1960er Jahre beim Flugzeugbauer McDonnell Douglas, Abteilung Toilettenfertigung. Zwischen den Schichten notierte er erste Lieder. Zum Beispiel, nachdem er Blake Edwards' Trinkerdrama «Day of Wine and Roses» mit Jack Lemmon am TV gesehen hatte, einen Song namens «Ain't No Sunshine». Eine Gitarre kaufte er erst als Dreissigjähriger im Pfandhaus, mit 32 Jahren ging er ins Tonstudio, mit Booker T. Jones, dessen Band MG's und Stephen Stills an der Gitarre. Das Resultat, die LP «Just as I Am», kam in die Charts, und Bill Withers war ein Begriff: Mit seinem in sich gekehrten, von Skepsis schattierten Bariton, der sich in glühenden Soul-Kaskaden zwischen Folk, Gospel und Blues entladen konnte, hatte er aus dem Stand Standards in die Welt gesetzt.

1985, nach acht Alben war Schluss – die Musikindustrie hatte den bodenständigen Zweimeter-Mann einmal zu viel genervt: Nachdem sie fettere Arrangements und ein smarteres Image eingefordert hatten, schlugen sie ihm vor, Elvis Presleys «In the Ghetto» zu covern. Mit einem knappen «Kiss my ass» verschwand er und kam nie wieder zurück. *Thomas Wördehoff*



Karate im Heuschober: Schauspielerin Blackman.

Honor Blackman (1925–2020) — Kein Drehbuchautor in Hollywood, dem seine Karriere, sein Ruf oder gar seine Freiheit teuer sind, würde es heute noch wagen, eine Filmrolle mit einer Darstellerin namens «Pussy Galore» zu besetzen. Schliesslich heisst galore im Englischen so viel wie «massenhaft», und die pussy wurde dank Donald Trump weltweit zu einem bekannten Begriff.

Doch man schrieb das Jahr 1964, als Honor Blackman in «Goldfinger» das Bond-Girl dieses Namens verkörperte. Und Sean Connery reagierte völlig normal, als er, aus einer Ohnmacht erwachend, sie zum ersten Mal erblickte und sich folgender Dialog entspannt: «Wer sind Sie?» – «Ich heisse Pussy Galore», kam die Antwort. «Ich muss träumen», seufzte 007.

Vor ihrem Bond-Auftritt war Blackman in ihrer britischen Heimat bekanntgeworden durch die Fernsehserie «Mit Schirm, Charme und Melone». Nur widerwillig gab sie diese Rolle auf, als Hollywood rief. Ihre Nachfolgerin als Partnerin von Agent Steed, Diana Rigg, wurde übrigens ihrerseits fünf Jahre später Bond-Girl.

Obwohl sie in zahlreichen Filmen und Fernsehproduktionen spielte, blieb Pussy Galore Blackmans bekannteste Rolle – mit mehreren Superlativen. Sie war mit 38 Jahren das bisher älteste Bond-Girl (fünf Jahre älter als Connery), sie wurde – nach Ursula Andress – zum zweitpopulärsten Bond-Girl aller Zeiten gewählt (dieser Bikini war unübertroffen), und sie verprügelte Bond im Heuschober nach allen Regeln der Kunst: Vor Drehbeginn hatte sie sich in Karate ausbilden lassen.

Wolfgang Koydl

Hoffnung ist ansteckend

Von *Ralph Kunz* — Die Welt ist im Krisen-Modus. Zufällig kommt der Höhepunkt an Ostern. Was bedeutet das? Gottvertrauen ist eine Kraft, die in Freiheit gepflanzt wird.

In diesen verrückten Tagen durchleben wir keine Krise, die unser Land und unsere Gesellschaft nachhaltig verändern wird. So stark hat uns seit dem Zweiten Weltkrieg kein Ereignis mehr erschüttert. Es ist unheimlich, beängstigend und, global gesehen, auch brandgefährlich. Die instinktiven Reaktionen auf die Grossbrandgefahr sind entweder die Flucht oder die Bekämpfung des Brandherdes. Aber was ist dieses Es, mit dem wir es in den letzten Wochen und Monaten zu tun hatten und in nächster Zeit zu tun haben werden? Wie schützen wir uns, und wie bekämpfen wir den Feind? Solche Fragen beherrschen gegenwärtig die mediale Öffentlichkeit. Eine andere gibt es ja zurzeit nicht.

Inzwischen sind wir alle mehr oder weniger gut informierte Covid-19-Spezialisten und haben unser Vokabular um eine beträchtliche Anzahl denglischer Begriffe vermehrt. *Social Distancing* ist über Nacht zur lebensrettenden Sofortmassnahme erklärt worden, und was Pandemie heisst, wissen selbst die Kindergärtler. Wenigstens pädagogisch ist die Krise ein Gewinn. Noch nie in der Geschichte haben so viele Menschen in so kurzer Zeit so schnell Biologie kapiert. So richtig froh macht das freilich niemanden. Die tägliche Berichterstattung von der pandemischen Front, die Durchhalteparolen der Politiker und die Diskussionen der Ökonomen und Virologen über sogenannte Exit-Strategien bilden einen Nachrichtencocktail, dessen Gout man langsam satt hat.

In einer solchen Situation hat man für philosophische oder theologische Gespräche keine Zeit. Dabei ist es sonnenklar, dass auch unser Denken und Empfinden infiziert ist. Dass ein kleines Virus die ganze Welt in die Knie zwingt, stört unser emotionales, intellektuelles und spirituelles Gleichgewicht. Darüber, was in uns, um uns und zwischen uns passiert, müssen wir nachdenken und sollen wir reden. Vielleicht ist es wie mit Teilen der Wirtschaft und eigentlich allem, was lebt? Was auf Austausch, Verarbeitung und Bewegung angelegt ist, darf nicht zu lange stillgelegt werden. Es könnten sonst irreparable Schäden entstehen.

Skandalöse Frohbotschaft

Nun fällt der prognostizierte Höhepunkt der Krise zufällig auf das höchste Fest der Kirche. Natürlich handelt es sich um einen Zufall; aber auf jeden Fall erhalten wir jetzt eine Gelegenheit, uns an ein paar Wahrheiten zu erin-

nern, für die wir uns im Alltag kaum mehr Zeit nehmen. Zunächst ist da die simple Tatsache, dass wir sterben müssen. Wir kommen auf die Welt und gehen wieder. Wir machen uns aus dem Staub und lösen uns irgendwann in Luft auf. Lebend ist noch keiner rausgekommen. Einige alte Philosophen meinen, unsere unsterblichen Seelen seien im Körper gefangen – sozusagen ein Lockdown im eigenen Leibhaus!

Die Bibel hat ein anderes Verständnis unserer leiblichen Existenz. Leben ist eine Gabe Gottes. Wir sind seine Geschöpfe, im Mutterleib gebildet (Psalm 139, 13). Was wir in der Zeit, die uns gegeben ist, aus dieser Leihgabe machen, ist unsere wichtigste Hausaufgabe. Wir zeigen jedoch eine auffällige Neigung, diese Aufgabe zu vergessen oder sie auf die lange Bank zu schieben. Natürlich ist anderes immer dringlicher. Manchmal zwingt uns jedoch ein erschütterndes Ereignis, das Verdrängte nachzuholen. Klüger wäre es, sich rechtzeitig mit seiner Endlichkeit auseinanderzusetzen. In Psalm 90, 12 heisst es: «Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.»

Am Karfreitag feiert die Christenheit den Kreuzestod Jesu. Sein Tod lehrt uns, das Bedenken des eigenen Todes in eine bestimmte Richtung zu lenken. Wir sind eingeladen, seine Geschichte mit unserer Geschichte zu verknüpfen. Schliesslich war Jesus von Nazareth ein Hoffnungsträger. Warum? Was hilft es uns, dass er aus seinem Gottvertrauen schöpfte, vom Himmelreich predigte, das angebrochen ist, und den Menschen in seiner Zeit Mut machte? Seine Worte, seine Taten und sein Leben lassen sich in einem Wort zu-



*Gesetzt den Fall, es käme nun
Die Sintflut noch mal wieder.
Das wär' ein Zappeln und Geschreck!
Wir tauchten alle unter;
Dann kröchen wir wieder aus dem Dreck
Und wären, wie sonst, recht munter.*



Auf dass wir klug werden:
Isenheimer Altar, 1516.

sammenfassen: Es ist ein *Evangelium*.

Der Begriff bedeutet auf Deutsch «gute Nachricht» und ist eigentliche Amtssprache des römischen Imperiums. Mit dem *Evangelium* wurde zum Beispiel die Einsetzung eines Kaisers angekündigt. Dass im Neuen Testament ausgerechnet dieses Wort für die Geschichte Jesu verwendet wurde, war eine Frechheit sondergleichen. Denn es hiess nichts anderes, als dass der eigentliche Regent dieser Welt nicht in Rom hocke. Und dann beteten diese Christen penetrant das Gebet, das Jesus lehrte: «Dein Reich komme!» Wirklich skandalös aber war die Tatsache, dass Jesus von Nazareth, den die Christen als König verehren, vom römischen Staat als Verbrecher hingerichtet wurde.

Vernarbt, fleckig und verbeult

Was hat die alte Geschichte mit unserem Leben zu tun? Das ist primär Glaubenssache. Es gibt, objektiv gesehen, keine philosophischen Argumente und erst recht keine wissenschaftlichen Beweise, die eine Verbindung zwischen seinem und meinem Leben zwingend machen. Der Glaube ist aber nicht ein subjektives Wissen oder schwaches Meinen. Der Glaube ist – religiös gesprochen – *Gottvertrauen*; er gibt Antworten auf die Fragen, woher wir kommen und wohin wir gehen. Wir haben uns nicht selber auf die Welt gebracht und können vor dem Tod nicht fliehen. Man muss nicht Christ sein, um auf solche Binsenweisheiten zu kommen. Sich Jesus von Nazareth anzuvertrauen, geht



weiter und tiefer. Es bedeutet – und der Vergleich mag jetzt gerade passend oder unpassend scheinen –, sich auf sein *Gottvertrauen* zu verlassen und sich von seiner *Hoffnung anstecken* zu lassen. Das ist allerdings nicht ungefährlich, wie sein Leben und Sterben zeigt. Man muss damit rechnen, dass das eigene emotionale, intellektuelle und spirituelle Gleichgewicht auf

Der malträtierte Körper Jesu ist ein Symbol für das Scheitern der menschlichen Existenz.

den Kopf gestellt wird. Wer sich auf den Glauben verlässt, ändert die Lebenseinstellung und Lebensführung. Nach dem heilsamen Kontakt mit ihm ist man nicht mehr derselbe Mensch, der man vorher war. Weil man Antikörper der Hoffnung in sich trägt.

Was das bedeutet, illustriert auf ganz einmalige und eindruckliche Weise die Bildtafel des Isenheimer Altars, die in der Passionszeit den Gekreuzigten zeigt. Das Bild hat der Künstler Matthias Grünewald für den Altar in der Kirche des Antoniterordens im elsässischen Isenheim gemalt. Das Besondere daran ist die Haut des Gekreuzigten. Sie ist vernarbt, fleckig und verbeult. Es sind nicht die Folgen der Misshandlung, die man entdeckt, sondern Symptome einer Krankheit. Der Jesus, den die Betrachter des Altarbilds sehen, ist ein *Krankheitsträger*. Er trägt *ihre* Krankheit. Für sie, die Verseuchten, war das ein Trost. Der Antoniterorden war näm-

lich ein Spitalorden, ein Ort, an dem die Opfer von Seuchen gepflegt wurden. Die Bildmeditation war Teil der spirituellen Therapie. Was ist tröstlich daran, wenn auch der Heiland zu den Angesteckten gehört? Eigentlich müsste es eher verstören. Kann ein kranker Arzt heilen? Auf dem Hintergrund der Geschichte muss die Frage noch schärfer gestellt werden: Was nützt uns ein Erlöser, der sein Leben verliert?

Der malträtierte Körper Jesu ist ein Symbol für das Scheitern der menschlichen Existenz – auch und gerade dort, wo Hoffnung im Spiel ist. Jesus wollte die Welt verändern und hat Schiffbruch erlitten. Am Karfreitag ist Schluss. Genau das ist irgendwo und irgendwie tröstlich. Die Botschaft dieser Katastrophe ist die Botschaft einer tiefen Verbundenheit. Der Gott, der als Jesus Christus menschliche Gestalt angenommen hat, ist *bei uns* alle Tage bis zum bitteren Ende. Jesus hat sein Leben als Leihgabe für alle gelebt, die an ihn glauben. Er läuft nicht davon, wenn es schief läuft. Er stirbt mit. Das ist der tiefere Sinn des Abend-

mahls. «Mein Leib für euch gegeben.» Wenn die Verseuchten die Eucharistie empfangen, haben sie den Heiland, der bei ihnen blieb und sie nicht im Stich liess, als Leib Christi *in sich* aufgenommen. Ansteckender geht es nicht.

Bild des Auferstandenen

Die Frage bleibt: Was hilft uns ein Heiler, der krank wird, und welche Hoffnung stiftet ein Befreier, der hingerichtet wird? Wie wird aus dem Leidensmann ein Siegesheld? Und wie wird aus dem Krankheitsträger ein Hoffnungsträger? Was wäre das erste Bild ohne das zweite? Es wäre am Ende doch hoffnungslos!

Auf dem zweiten Bild sieht man aber den Auferstandenen. Nach dem biblischen Bericht ist Jesus am dritten Tag von den Toten aufgeweckt worden. Grünewald zeigt einen strahlenden Auferstandenen. Es sieht fast so aus, als schlüpfte er aus einem seltsamen ovalen Gebilde heraus. Was ist es? Wenn man genauer hinschaut, erkennt man die anatomischen Konturen einer Nabelschnur, die das Oval (ein Ovar?) mit Jesus verbindet! Der Maler verknüpft Menschwerdung und Auferstehung. Der Auferstandene ist Leib und kein Geist! Er wurde wie wir gebildet im Mutterleib. Und die gute Botschaft? Wenn er wie wir Geschöpf ist und er wie wir sterben muss, können wir wie er auf Auferstehung hoffen. Das ist es, was das Bild den Kranken in Isenheim sagte. *Er* ist es, der siegen wird, also ist auch er es, der *deine* Krankheiten getragen hat und *dich* in der Ewigkeit empfangen wird. Ansteckender geht es nicht.

Beide Bilder gehören zusammen: das Bild der *Passion Gottes* für alle, die leiden, und das Bild des Triumphs über die Todesmächte am dritten Tag. Der Auferstandene ist keine reparierte Version des Gekreuzigten. Weder ein *Prototyp* für das, was die Gläubigen in der Ewigkeit erwartet, noch der *Held* in einem Drama, in dem Gott, wie eine Super-Nanny, alle Fäden in der Hand hält. Die gute Botschaft ist, dass das Böse überwunden und der Tod getötet wird. Dass er das vollbringt, wovon Mediziner, Virologen und Politiker träumen und was sie Gott sei Dank nie fertigbringen werden. Denn was wäre das für ein Leben, in dem wir alles im Griff hätten?

Österliches Schlusslicht

Vom «Licht am Horizont» war in den Zeitungen in den letzten Tagen öfter die Rede. Gemeint waren ein Ende des Albtraums, die Hoffnung auf eine Lockerung des Notstands und die Aussicht, dass wir nach Ostern bald die Wirtschaft wieder hochfahren können. Der Tag wird kommen. Und dann werden wir uns wieder in den Alltag stürzen und Angestautes nachholen: Grillfeste mit Nachbarn, Kinobesuche, Ferien in Saus und Braus... Freuen wir uns darauf, und genießen wir es, wenn es dann so weit ist. Nehmen wir aber auch die schwierige Erfahrung, die uns Corona an diesem unvergesslichen Osterfest beschert, zum Anlass, unsere Tage zu zählen. Auf dass wir klug werden.

Es kursieren verschiedene Szenarien, wie es nach Ostern weitergehen wird. Einige machen Angst. Es gibt keinen Impfstoff, der uns schützen könnte. Ostern soll uns aber mit Freude und Zuversicht anstecken. Manche Leute setzen jetzt auf Knoblauch. Wie wäre es mit österlicher Hoffnung? Sie stärkt die Widerstandskraft des Herzens. Töricht wäre es, zu meinen, wir könnten die Impfung an die Kirche delegieren. Zu meinen, es sei möglich, mit einer gelenkten Ansteckung via Predigt und Sakrament eine Art Herdenimmunität erwirken zu können, ist ein Aberglaube.

Gottvertrauen ist eine Kraft, die nur in der Freiheit gepflanzt und mit der eigenen Überzeugung gepflegt werden kann. Keine religiöse Institution und erst recht kein autoritärer Staat können uns vor dem Schiffbruch retten, auf den wir alle zusteuern. Ist das nicht doch ein Grund, sich zu fürchten?

Nicht, wenn Gott der Ozean ist. Oder österlich gesagt: Das «Licht am Horizont», das das Ende der Krise ankündigt, erhellt schon längstens die Welt. Es schien vor Corona und wird nach Corona scheinen. Das Virus mag zurzeit regieren. Aber auch diesem König fallen einmal die Zacken aus der Krone.

Ralph Kunz ist ordentlicher Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich.

Von Abschottern und Solidarischen

Von Christoph Mörgeli

Höchststrafe dieser Tage ist zuweilen nicht die Corona-Krankheit, noch nicht einmal die Angst vor einer Ansteckung. Höchststrafe für die Daheimbleibenden ist unser heiliges öffentlich-rechtliches Fernsehen schweizerischer Nation. Die Zwangsgebührenanstalt für die Zwangsheiminsassen. Letzte Woche diskutierten die üblichen Dichter und Denker in der Sendung «SRF global» die hochdifferenzierte Fragestellung: «Abschottung oder Solidarität in der Corona-Krise?» Es gehe darum, festzustellen, welche der «beiden Weltanschauungen» die Pandemie besser überstehe.

Schon die Einleitung dieser Schulfernsehsendung für Erwachsene liess das Publikum erahnen, welch tiefend einseitige Polit-Indoktrination folgen würde: «Die einen setzen auf Abschottung und Nationalismus. Die anderen auf Kooperation und Solidarität.» Böse und Gut. Schwarz und Weiss. Dumm und klug. Am schlimmsten seien Trumps Amerikaner, die eigennützig nur für sich selber schauten. Hochanständig hingegen handelten wir Schweizer, weil wir ein paar kranke Italiener in unsere Spitäler aufnahmen.

Dabei ist es das Selbstverständlichste der Welt, dass die Staaten erst einmal auf ihrem Staatsgebiet für die Gesundheit ihres Volks sorgen müssen. Ohne lokale und nationale Abschottung hätte sich die Seuche noch viel dramatischer verbreitet. Gerade weil unser Bundesrat die Abschottung so lange verpasst hat, gibt's im zweit teuersten Gesundheitswesen der Welt verhältnismässig am zweitmeisten Infizierte. Und Solidarität existiert ja nicht nur zwischen Ländern und dank internationalen Organisationen. Sondern auch in den Familien, in der Nachbarschaft, zwischen Kantonen und unter Bundesstaaten – sogar den amerikanischen.

Die «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens mutete den Zuschauern Diagramme zu, gemäss denen hierzulande 13 Prozent der Corona-Infizierten sterben würden. Es wurden im selben Diagramm die zusammengezählten Toten und die Anzahl der momentan Erkrankten gezeigt. Dabei müsste für eine zuverlässige Aussage zwingend die Gesamtzahl der Toten mit der Gesamtzahl der Infizierten in Verbindung gebracht werden. Doch SRF zeigte eine Illustration von 747761 «akut Erkrankten» und 97109 «Toten» per Ende April. Und beschrieb diese öffentlich-rechtliche Todeskurve als «pessimistisches Szenario». Es sieht immer nach Regen aus, wenn man nur auf die Wolken schaut.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Boni-Banker sind keine Pestalozzis

Von Peter Bodenmann — Die Boni-Banker haben Ueli Maurer gleich zwei Mal über den Tisch gezogen. Ohne dass er es bemerkt hätte.



Christoph Blocher ist stocksauer, weil Maurer und Parmelin ihn nicht vorgängig konsultiert haben.

Die Schweiz hat gesundheitspolitisch weniger gemacht als Österreich, Italien und Frankreich und mehr als Schweden.

Christoph Blocher hat die siebzig Kader der Partei an einer straff geführten Telefonkonferenz auf seinen neuen Kurs eingeschworen. Dies, weil Parmelin und Maurer krass versagt haben. Die Armeepothek ist nach 25 Jahren SVP bereits ausgeschossen. Parmelin hat vergessen, Ethanol zu bunkern. Nicht genug:

Vorspiel 1 — Zuerst erklärte Parmelin, der Bundesrat bekomme mit faktisch 2 Milliarden Franken das Problem in den Griff.

Vorspiel 2 — Kurz darauf waren 20 Milliarden allein für Liquiditätsspritzen notwendig.

Vorspiel 3 — Am letzten Samstag erklärte die Staatssekretärin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, man sei jetzt bei 60 Milliarden Kosten für die ersten drei Monate, angelangt.

Im Kleingedruckten liegt die Wahrheit. Die Boni-Banker haben Maurer – was Blocher masslos ärgert – gleich zwei Mal über den Tisch gezogen:

Akt 1 — Die Boni-Banker waren bereit, alle KMU innert dreissig Minuten ohne Prüfung mit bis zu 500 000 Franken Kredit zu versorgen. Wenn der Bund bürge.

Akt 2 — Die Banken bezahlen heute für 90 Milliarden Franken einen Minuszins von 0,95 Prozent. Dank den Ueli-Krediten schmilzt dieser Berg wie Walliser Raclettekäse.

Akt 3 — Der Nullzins gilt nur fürs erste Jahr. Danach können die Banken diesen Zins einseitig erhöhen. Was Ueli Maurer allen verschwiegen.

Akt 4 — Die Banken müssen ihre zahlungsunwilligen Kunden nicht in den Konkurs treiben. Würde ja nur ihnen und ihren vorrangigen Darlehen schaden. Deshalb werden die Boni-Banker das Geld einfach in Bern abholen. Und der Bund hockt dann auf Zehntausenden von Forderungen. Nach dem Blocher-Rüffel behauptet Maurer, dieses Schlupfloch würde maximal 10 Prozent ausmachen. Nach der 10-Milliarden-Lüge die 10-Prozent-Lüge.

Akt 5 — Ein cleverer junger Banker erklärt Interessierten, wie es weitergeht: Die Nationalbank wird die Schulden aufkaufen und diese in ihren Bilanzen verschwinden lassen. So wie dies weltweit Nationalbanken bei der Rettung der Banken gemacht haben.

Die Schweiz kennt keinen Lockdown. Die Industrie kann arbeiten. Selbst auf dem Bau muss die Arbeit nicht eingestellt werden. Ausgenommen im Tessin und in der Westschweiz. Die Forderung der SVP schadet dem Handel und den Gastrobetrieben: Wer trinkt schon mit Mundschutz ein kühles Bier, das von Personal mit Mundschutz serviert wird? Wenig Umsatz und hohe Verluste.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Lockdown gegen Knock-out

Von Kurt W. Zimmermann — Erst waren sie vereinigte Corona-Turbos, nun mögen die Journalisten nicht mehr strammstehen.

Man kann vom Schriftsteller Lukas Bärfuss halten, was man will. Aber wo er recht hat, hat er recht.

Im *Spiegel* beschrieb Bärfuss, wie nachlässig die Schweiz die Corona-Krise angegangen war. Verspätete Reaktion, keine Schutzmasken, kein richtiges Meldesystem, zu wenig Medikamente. Es war eine korrekte Analyse helvetischer Schwächen.

In den inländischen Medien wollte das niemand hören. Es sei «klugscheisserische Polemik», empörte sich etwa der *Tages-Anzeiger* über den kritischen Autor, der «Knallpetarden gegen die Schweiz und ihre Regierung zu werfen versucht».

«Gegen die Schweiz und ihre Regierung». Es tönte wie geistige Landesverteidigung aus dem Armeeregiment. Das ist drei Wochen her. Es war der Höhepunkt einer patriotischen Welle, wie man sie in den Medien seit dem Rütli-rapport nicht mehr erlebt hatte. Die Journalisten standen stramm hinter der Obrigkeit und bejubelten den Bundesrat für seine «Entschlossenheit» (*NZZ*), seine «Führungsstärke» (*Berner Zeitung*) und seine «Glaubwürdigkeit» (*Aargauer Zeitung*).

Inzwischen ist der vaterländische Elan der Journalisten abgeflaut. Sie besinnen sich zunehmend zurück auf ihre kritische Funktion gegenüber dem Notstandsregime, wie bei jedem Regime. Zunehmend unter Beschuss gerät der rigorose Lockdown der Regierung, der zum Knock-out für die Wirtschaft wird.

Bevor wir auf den Stimmungswandel eingehen, lohnt es sich, kurz auf die Ursachen für den patriotischen Schulterschluss im Journalistenmilieu zurückzukommen. Der wichtigste Corona-Turbo war die SRG. Wenn die Bezeichnung «Staatssender» je gerechtfertigt war, dann in den letzten Wochen. Das Fernsehen und seine «Tagesschau» wurden zum offiziellen Verlautbarungskanal. Bei direkt übertragenen Medienkonferenzen der Regierung waren bis zu 630 000 Zuschauer live dabei.

Für die Presse entstand dadurch eine schwierige Situation. Ich habe mich kürzlich mit Arthur Rutishauser darüber unterhalten, dem obersten Chefredaktor der TX Group, des grössten Verlagshauses des Landes. Rutishauser war einer der Ersten, die die Blockadepolitik der Regierung hinterfragten, weil er die Folgen für die Wirtschaft fürchtete.

Er erzählte mir, wie gewaltig der Druck auf die Redaktionen nach dem Lockdown war.



Helvetische Schwächen: Autor Bärfuss.

Wenn sie auch nur leise Kritik am Vorgehen des Bundesrats formulierten, hagelte es Breitseiten von wütenden Protesten aus der Leserschaft, die den Journalisten quasi Landesverrat vorwarfen. Es sei eine Sondersituation gewesen wie nie zuvor, sagte Rutishauser, und es brauchte darum Zeit, bis die Branche zu ihrer üblichen und staatskritischen Rolle der vierten Gewalt zurückfinden konnte.

Ich kann das gut verstehen. Umso erfreulicher scheint mir, dass die Rückkehr zur journalistischen Normalität nun auf gutem Wege ist. Die Redaktionen misstrauen zunehmend der Machtfülle der dominanten Regierung, weil die Sorge um die Zerstörung der Wirtschaft wächst.

Zuletzt haben sich alle vier wichtigen Chefredaktoren unserer Tageszeitungen für einen dosierten Exit aus dem Corona-Ausnahmestand ausgesprochen. Neben Rutishauser von der TX Group waren das Eric Gujer von der *NZZ*, Patrik Müller vom Verbund CH Media und Christian Dorer von der *Blick*-Gruppe. Dorer tat sich am schwersten damit. Der *Blick*, immer noch mit populistischem Instinkt gesegnet, segelte besonders hart auf Regierungskurs und vereinigte so Volkes Stimme hinter sich.

Die *Blick*-Redaktion erlebte darum ein spezielles Kuriosum. Erstmals seit 35 Jahren stieg der Kioskverkauf des Blatts.

An einem Strang

Von Henryk M. Broder — Kontrolle ist besser als nur Vertrauen.

Vorausschicken möchte ich, dass ich der Kompetenz und der Weitsicht unserer Regierung voll vertraue. Angela Merkel hat die Energiewende gemeistert und auch in der Flüchtlingskrise Führungsqualitäten bewiesen. Ich habe keinen Zweifel, «dass wir aus der Corona-Krise stärker herausgehen werden, als wir hineingegangen sind», wie es Peter Altmaier, Merkmals Vertrauter und Wirtschaftsminister, neulich gesagt hat. Die Kanzlerin spricht gerne von einer «Prüfung», als wäre das, was wir gerade erleben, eine Art Abitur/Matura/*maturità*, die dem Volk einiges abverlangt, ihm aber auch die Gelegenheit gibt, seine Reife zu beweisen. *Per aspera ad astra*.



Was mich ein wenig stutzig macht, ist das, was am Rande des Weges durch das Raue zu den Sternen passiert. Zum Beispiel: Ein Abgeordneter im Bayerischen Landtag berichtet nach einer Sitzung des Hohen Hauses, man habe «eine Sternstunde des Parlamentarismus» erlebt, alle Parteien hätten «an einem Strang» gezogen. Das, denke ich, kann keine «Sternstunde» gewesen sein, eher eine Kapitulation der Legislative vor der Exekutive. Auch in Krisenzeiten muss es verschiedene Meinungen geben.

Oder: Der Präsident des Bundestages, Wolfgang Schäuble, macht sich Sorgen um die Handlungsfähigkeit des Parlaments und lädt alle Fraktionsvorsitzenden ein, mit ihm «über die Möglichkeit von virtuellen Bundestags-sitzungen oder das Schaffen eines kleinen Notparlaments zu reden». Dabei hat der Bundestag die Anforderungen für seine Beschlussfähigkeit bereits gesenkt.

Umgekehrt wurden die Hürden für Demonstrationen angehoben, das Recht auf Versammlungsfreiheit de facto ausser Kraft gesetzt. In Weinheim bei Mannheim nahm die Polizei einen Mann fest, der im Netz zu einer Demo gegen die Ausgangsbeschränkungen aufgerufen hatte. Die Polizei erklärte, der Aufruf sei eine «Straftat» gewesen. In Berlin löste die Polizei eine Versammlung von «mehreren Personen» am Brandenburger Tor auf, die sich mit Flüchtlingen solidarisieren wollten. Meldungen dieser Art häufen sich. Und nicht nur Paranoiker fragen, ob es der Regierung allein darum gehe, eine Pandemie zu bekämpfen.

Nicht, dass ich unserer Regierung misstrauen würde. Ich halte es nur mit Lenin. «Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.»



Thiel

Kopfrechnen

Von *Andreas Thiel*

Berset: Bitte seien Sie etwas sparsamer mit dem Desinfektionsmittel. Es wird langsam knapp. Und ich weiss nicht, wie lange die Epidemie noch dauert.

Putzfrau: Wenn ich weniger Desinfektionsmittel nehme, dauert es länger, bis ich Ihr Büro geputzt habe. Und dann bleibt Ihnen weniger Zeit zum Arbeiten. Und wenn Sie weniger arbeiten, dauert es noch länger, bis Sie die Epidemie beendet haben.

Berset: Ich kann doch die Epidemie nicht selber beenden. Eine Epidemie ist vorbei, sobald die Bevölkerung einen Durchseuchungsgrad zwischen 60 und 80 Prozent erreicht hat.

Putzfrau: 60 bis 80 Prozent der Schweizer Bevölkerung? Das sind ja 5 bis 7 Millionen! Da sorgen Sie doch hoffentlich dafür, dass sich die Leute so schnell wie möglich anstecken. Sonst dauert die Epidemie ja ewig.

Berset: Da sieht man mal, weshalb ich Bundesrat geworden bin und Sie Putzfrau. Wir müssen die Ansteckungskurve doch gerade flach halten, damit wir nicht riskieren, zu wenig Spitalplätze für Intensivpatienten zu haben. Deshalb haben wir die Notstandsgesetze erlassen, damit sich die Leute eben nur ganz langsam anstecken!

Putzfrau: Ist eine flache Kurve denn nicht umso länger?

Berset: Die Länge der Kurve interessiert doch niemanden! Sie darf nur nie so hoch werden, dass uns die Spitalbetten ausgehen.

Putzfrau: Wie flach verläuft die Kurve jetzt?

Berset: Täglich werden zirka 1000 Menschen positiv getestet. Aber wir rechnen mit einer Dunkelziffer von einem Faktor 6.

Putzfrau: Das wären 7000 Fälle täglich. Das heisst, wenn Sie die Kurve weiterhin so flach halten, vergehen zwei oder drei Jahre, bis Sie eine Durchseuchung von 60 bis 80 Prozent erreichen. Und so lange werden Sie die Notstandsgesetze aufrechterhalten müssen. Wissen das die Leute?

Berset: Äh, nein. Wie kommen Sie auf diese Zahl?

Putzfrau: Die habe ich im Kopf ausgerechnet. Rechnen Sie nie im Kopf nach?

Berset: Nein. Dazu haben wir Experten.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Dieser den Volkswillen torpedierende Bundesrat verlangt nun vom Volk, dass es sich seinem Willen unterwirft.» *Christian Zweifel*

Verteufelung

Nr. 14 – «Die Rache des Regenwalds»; James Hamilton-Paterson über Naturzerstörung

Der Artikel hat mich beeindruckt, obwohl ich mit den grünen und menschenfeindlichen Ideologien gar nichts anfangen kann. Die Rodungen sollten dringend gestoppt werden. Die naiven Greta-Ansichten, welche sich ja fast nur auf die Verteufelung von Co₂ beschränken, könnten leicht widerlegt werden. Wann kommen endlich die Wissenschaftler, die sich getrauen, sich entschieden gegen die nur auf zweifelhaften Computermodellen basierenden Aussagen zu Klimaschäden zu stellen? Wahrheit wäre gefragt! *Fridolin Spälti, Richterswil*

«Physical Distancing»

Nr. 14 – «Pandemie der Panik»; Katharina Fontana über das Coronavirus

Ungeachtet der Polemik in Sachen Pandemie-Bekämpfung wird hierzulande von politischer Seite die einzig unbestreitbare Eigenschaft von Viren vermutlich bewusst ausgeblendet: Je dichter bevölkert ein Land ist, desto schneller finden darin Viren einen Wirt. Es mag daher nicht verwundern, dass jener Bundesrat, der die vom Volk angenommene Masseneinwanderungsinitiative konsequent nicht umsetzt, die Misere in der Lombardei als «Ermangelung an Organisation» abtut. Ob das bis dato von der Grippewelle eher verschont gebliebene Sizilien «besser organisiert ist», erscheint allerdings fragwürdig. Item, dieser den Volkswillen torpedierende Bundesrat verlangt nun vom Volk, dass es sich seinem Willen unterwirft. Wie ein Sicherheitsabstand von zwei Metern in der von Dichtstress zusehends geplagten Schweiz eingehalten soll, darüber schweigen sich die Corona-Strategen von Bern bedauerlicherweise aus. *Christian Zweifel, Herrliberg*

Was unsere Grosseltern mit dem Ersten Weltkrieg und unsere Eltern mit dem Zweiten Weltkrieg erfahren haben, das erfahren wir heute mit Covid-19. Mit dem Unterschied, dass damals alle Gegner bewaffnet waren! Heute haben wir es mit einem Gegner zu tun, der weder sicht- noch riechbar ist. Nur wenn wir genügend physischen Abstand haben und Hygieneempfehlungen umsetzen, können wir dazu beitragen, dass diese Krise zeitnah überwunden werden kann. *Robert P. Hüty, Aarau*

In diesen Tagen des völlig unerwarteten und für die meisten Bewohner dieses Landes noch nie erlebten Ausnahmezustandes müssen wir



Wahrheit wäre gefragt!

auf Distanz zu unseren Angehörigen, Freunden, Bekannten gehen. Gegenseitige Kontakte sind aber nicht nur nötig, sondern auch wünschenswert! Also bitte nicht auf soziale Distanz gehen zu den Mitmenschen! Es ist die physische Distanz von zwei Metern, die entscheidend ist. Darum sollte nicht von Social Distancing, sondern von «Physical Distancing» geredet werden. Soziale Distanz macht uns traurig, krank und arm, weil es in die Einsamkeit führt. *Bernhard Sorg, Wallisellen*

Nur Verlierer

Nr. 14 – «Giftpille»; Editorial von Roger Köppel

Jetzt zeigen der alte Mann aus Herrliberg und seine gehorsamen Knechte von der sogenannten Volkspartei wieder einmal ihr wahres Gesicht: Die Wirtschaft kommt vor der Gesundheit der Menschen! Profite sind wichtiger, auch dann, wenn das Virus einige hundert oder tausend Menschen dahinraffen wird! Selber schuld, bloss ein Kollateralschaden! Die Leute sollen wieder schufteln und für die Wirtschaft viel Geld verdienen, auch wenn sie sich dabei mit dem Virus anstecken und damit wiederum andere anstecken werden. Das Wichtigste ist doch, dass man auch dieses Jahr wieder millionenschwere Dividenden und Boni abzocken kann! *Heinz Herzog, Zufikon*

Im letzten Satz bezeichnet Köppel die Opposition der bürgerlichen Parteien als «Feinde». Als Bürger und/oder Einwohner unseres Lan-

des verdienen sie eine weniger krasse Bezeichnung – etwa «Gegner» oder «Oppositionelle». Feind gehört zum Krieg, den es allerdings auch unter Brüdern geben kann. Allerdings ist das meistens das Ende einer Chose, weil es nur Verlierer gibt! *Mark Gasche, Kirchberg*

Warum wird uns in einer Massenhypnose suggeriert, dass es darum gehe, Leben zu retten, obwohl mit den angeordneten Massnahmen in den nächsten Monaten und Jahren Tausende Menschen, Familien, Existenzen und Firmen zerstört werden? Nicht das Virus ist das Problem; die Angst und die Obrigkeitgläubigkeit zerstören die Welt. Sterben ist ein natürlicher Vorgang und ist grossen Schwankungen unterworfen. Auch wir leben mittlerweile in einem totalitären Staat. Warum lassen wir das zu? Die übertriebenen Anordnungen als Fehler einzugestehen, wird mit jedem Tag schwieriger und die Wut der Betroffenen grösser.

Pius Wihler, Zizers

Kurs bei Steinegger

Nr. 13 – «Wasserpistole und SVP-Giftpillen»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Peter Bodenmann bezeichnet die beiden Bundesräte Maurer und Parmelin als wirtschaftspolitische Nichtschwimmer. Gut, dass die beiden das Rettungsboot vorwärtsrudern. Sie tun dies mit Überblick und Sachkenntnis. Ihr Auftritt ist von wohlthuender Bescheidenheit geprägt. Dem Hotelier aus Brig schlage ich vor, einen praxisorientierten Kurs bei Franz Steinegger zu absolvieren (Artikel in derselben Ausgabe der *Weltwoche*). *Walter Guthauser, Zürich*

Strippenzieher

Nr. 14 – «Feind innen»;
Kolumne von Andreas Thiel

Wie Thiel mit wenigen Worten die Weltlage analysiert, verdient grosse Beachtung. Unser Fokus wird durch eine noch nie dagewesene Medienschlacht auf eine Nebenbühne gelenkt, während die Strippenzieher auf der Hauptbühne die Kulissen an die gewünschten Orte verschieben und neu bemalen. Jedenfalls brauchen wir für einen Neustart integre, innovative Menschen, sonst werden wir auf eine brutale Zusatzrunde in unserer Evolution geschickt. *Maximilian Spoerri, Locarno*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Wir sind leider sehr spät – im letzten Dezember – in den Aktienmarkt eingestiegen. Wir haben keine speziellen Einzeltitel, sondern den Aktienindex gewählt. Nun fragen wir uns, ob wir angesichts des dramatischen Abfalls jetzt aussteigen sollen, einen gewissen Verlust realisieren, um dann an einem tieferen Punkt wieder zu kaufen. Oder ist es besser, durchzuhalten? Irgendwann geht es dann ja wieder aufwärts. *M.L. Genf*

Was ist der Wert einer Aktie? Für eine Aktie bezahlt man eigentlich den Preis, von dem man glaubt, er entspreche dem Wert einer Firma, in erster Linie, weil man dieser zutraut, dass sie auch in Zukunft einen Gewinn erzielt. Bezahlt wird also das Vertrauen, das der Markt in eine Firma hat. Dazu muss man allerdings die Firma kennen. Wichtig ist nicht der derzeitige Gewinn, sondern vielmehr die Qualität des Managements und der künftigen Produkte, also die künftige Ertragslage. Der Wert der Firma am Markt wird durch die Einschätzung der künftigen Ertragswerte bestimmt. Das

macht es so schwierig, denn die Zukunft ist unbestimmt.

Für einen Privaten, der nur zehn oder gar nur eine Aktie kauft, ist der Aufwand, um diese Vertrauenswürdigkeit des künftigen Ertragswertes der Firma abzuschätzen, viel zu hoch. Kleinanleger steigen darum stets zu spät ein – oft auf dem Höhepunkt: Sie lassen sich von der Kurssteigerung und der derzeitigen Gewinnsituation blenden. Darum sagt ein geflügeltes Wort: Wenn die Pfarrer, das Reinigungspersonal oder die Lehrer Aktien kaufen, ist es Zeit, zu verkaufen.

Nun gehören Sie offenbar zu jenen, die auf dem Höhepunkt eingestiegen sind. Und weil Sie nicht Aktien einer bestimmten Firma kaufen wollten, haben Sie in den Aktienindex investiert – so etwa in den Index der grössten Schweizer Firmen (SMI). Das heisst, Sie vertrauen der Gesamtheit der grössten Schweizer Firmen, die im SMI enthalten sind.

Es ist an Ihnen, zu entscheiden: Vertrauen Sie diesem Index auch in Zukunft? Sind die Aktienwerte jetzt tief? Wenn ja, können Sie vielleicht einsteigen. Glauben Sie aber, dass die Preise weiterhin fallen werden, weil die Wirtschaft in eine Depression fällt, dann steigen Sie besser aus. Sie – und nur Sie – können das entscheiden. Es ist Ihr Vermögen, und jeder, der Aktien als Vermögensanlage kauft, ist ein Spekulant. Das Risiko muss er selbst tragen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE  WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



General der Viren

In der Corona-Krise läuft Bundesrat Alain Berset (SP) zur Höchstform auf. Bei Publikum und Medien kommt er an. Vielleicht wurden die Hymnen etwas zu früh angestimmt. Von Christoph Mörgeli



Händewaschen statt Grenzen schliessen: Gesundheitsminister Berset in der Uniform des Schweizer Weltkriegshelden Henri Guisan (Montage).

Die *Neue Zürcher Zeitung* nannte Gesundheitsminister Alain Berset nacheinander «Kommunikationstalent», «Anführer» und Akteur «in der Rolle seines Lebens». Den Freiburger umwehe «ein Hauch von General Guisan». Wie der Schweizer Oberbefehlshaber im Zweiten Weltkrieg den Widerstandsgeist von Volk und Armee beseelt habe, beschwöre Berset heute den Durchhaltewillen. Da mochte *Watson* nicht zurückstehen: Alain Berset handle in der Corona-Krise wie der Sonderbunds-General Henri Dufour, kommentierte das Nachrichtenportal, und verneigte sich vor dem Bundesrat: «Sie wären ein General ganz nach Dufours Geschmack.»

Auch die gute körperliche Verfassung des schlanken 48-Jährigen wurde Gegenstand von Bewunderung. Im *Tages-Anzeiger* lieferte eine Sportjournalistin ihre Erklärung unter dem Titel «Alain Berset und der Weltrekord». Er spreche bei der Überwindung der Corona-

Seuche von einem Marathon und verstehe viel davon, denn seine Mutter sei in dieser Disziplin Schweizer Meisterin geworden. Leichtathlet Berset selber habe sich dann aber für den 800-Meter-Lauf entschieden, wo er es bis zur Juniorenmeisterschaft brachte.

Tatsächlich erscheint Alain Berset in der Landeskrisis vielen als Leuchtturm, als ruhender Pol und fester Anker mitten im Sturm, als freundlicher Erzähler des Unfassbaren – die überlegte, überlegene Stimme der Vernunft in einer Welt des Wahnsinns. Geduldig erklärt er einfach und mehrsprachig, wie sich die Bürgerinnen und Bürger verhalten sollten – und wie nicht. Für administrative oder medizinische Fragen spielt er den Ball geschickt dem Arzt Daniel Koch zu, der sich trotz seines stets gleichbleibend melancholischen Tonfalls ebenfalls längst zum Publikumsliebhaber, zu einer Art Ikone des Pessimismus, gemausert hat.

Jedenfalls vermag Berset seine kommunikativen Fähigkeiten in Zeiten enorm gesteigerter Aufmerksamkeit voll auszuspielen. Gab er sich in den ersten Medienkonferenzen noch betont knapp, nüchtern und sachlich, verfällt er mittlerweile öfters in einen etwas ausufernden, weniger strukturierten Plauderton. Ist es die Müdigkeit? Oder beginnt er sich in seiner Rolle zu gefallen?

Lückenhafte Logik

Bersets als brillant empfundene Auftritte überdecken zuweilen die lückenhafte logische Tiefenschärfe der Argumente. Er redet zwar viel und gibt auch Interviews, doch interessanterweise stellen ihm die meist eher unkritischen Journalisten die entscheidenden Fragen kaum. Zum Beispiel: Auf welche wissenschaftlichen Modelle und Hochrechnungen stellt der Bundesrat seine extrem weitreichenden Notstandsentscheide eigentlich ab? Woran misst er



gemeint, wo es doch Experten gibt, die einen Lockdown für übertrieben halten, und andere, die ihn verschärfen wollen? Berset verweist auf das Beispiel China mit zwei Monate langen «sehr harten Eingriffen», die nachher gelockert wurden, worauf das Virus erneut ausgebrochen sei. Ist dies ein Plädoyer für einen Lockdown, der länger dauert als in China? Beispielsweise vier bis sechs Monate oder noch mehr? Es bleibt alles im Nebel.

Wichtigste Entscheidungsgrundlage, so Alain Berset in seinem jüngsten Interview weiter, bilde die Zahl der Corona-Patienten in Spitälern und Intensivstationen. Das ist nachvollziehbar und sicher richtig, aber müsste nicht auch der Grad des wirtschaftlichen Schadens ein Kriterium für die Aufhebung des Ausnahmezustands sein? Die Milliardenkosten, die täglich grösser werden, scheinen in den Überlegungen Bersets keine Rolle zu spielen.

Es geht Berset darum, der Bevölkerung aufzuzeigen, dass eine Verlängerung der strengen Massnahmen über den 19. April hinaus gelten

Dass mit Strupler ein medizinischer Laie an die 300 000-Franken-Stelle gewählt wurde, überraschte.

dürfte. Derweil plant der österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz einen schrittweisen Corona-Exit und eine österliche «Auferstehung» der Wirtschaft. Alain Berset kommentierte dies im *Blick* so: «Österreich hat halb so viele Fälle.» Er würde besser die Frage beantworten, warum unser Nachbarland mit gleich vielen Einwohnern so viel besser dasteht. Die Antwort ist einfach: wohl auch deshalb, weil Kanzler Kurz die Grenzen rigoros gesperrt hat.

Indem Berset mit der bundesrätlichen Mehrheit verpasste, die Südgrenzen zeitgerecht abzudichten, begingen er und seine Kollegen wohl den entscheidenden Fehler in der Abwehrschlacht gegen das Coronavirus. Aus rein ideologischen Gründen wollte er der Begrenzungsinitiative keinen Nährboden bieten, als deren Termin damals noch der 17. Mai drohte. Selbst die *Sonntagszeitung* argwöhnte, man habe im Bundeshaus aus Ressentiments gegen die SVP «wohl zu lange auf strengere Grenzkontrollen zwischen der Schweiz und dem schwer betroffenen Norditalien verzichtet». Ständen kurzfristige parteipolitische Interessen bei Berset über der Sorge für die Gesundheit der Bevölkerung? Hatte Berset gar keine Langzeitstrategie, sondern erwies er sich einfach als smarter Verkäufer des Moments? Quellen aus dem Bundesrat bestätigen diese Sicht. Der Gesundheitsminister wollte die Fragen der *Weltwoche* nicht beantworten.

Journalisten lieben den grossen Auftritt, die elegante Pointe, den faszinierenden Redner, der authentisch wirkt. Da geraten Fragen nach Stringenz und Substanz gerne in den Hinter-

grund. Der gefeierte General im Alpenbunker gegen den viralen Grossangriff ist ein schönes Bild. Aber stimmt es auch? General Berset jedenfalls erweist sich bei näherem Hinschauen als ziemlich untauglicher Quartiermeister. Die Vorbereitung auf die Pandemie wurde von seinem Bundesamt für Gesundheit (BAG) nach allen Regeln der Kunst verschlafen. Im geltenden Pandemieplan 2018 steht: «Schutzmasken verringern das Übertragungsrisiko und sind deshalb prinzipiell während der gesamten Pandemiewelle einsetzbar.» Genügend Masken aber waren ebenso wenig vorhanden wie ausreichend Intensivpflegeplätze, Beatmungsgeräte, Medikamente, Desinfektionsmittel oder moderne Datenübertragungssysteme. Das Schweizer Gesundheitswesen stand unter Oberbefehlshaber Berset beim Corona-Einmarsch da wie eine Armee ohne Waffen.

Auch Berset's Abwehrkonzept muss aus heutiger Sicht hinterfragt werden. Als im benachbarten Norditalien bereits ganze Städte abgeriegelt, am Brenner vollbesetzte Züge gestoppt und in Frankreich italienische Reisebusse angehalten wurden, empfahl Berset Händewaschen und den Gebrauch von Papiertaschentüchern. Der Flugverkehr mit dem verseuchten China wurde verhängnisvollerweise erst Ende Januar eingestellt. Seine medialen Gefolgschaften jubelten und jubeln trotzdem.

Wo ist Strupler?

Aber es gibt noch weitere Dissonanzen, die den feierlichen Choral um den Corona-Guisan beinträchtigen. Wir reden von der Personalpolitik. Als der Sozialdemokrat Alain Berset das Departement des Innern von Didier Burkhalter (FDP) übernahm, ernannte er unverzüglich SP-Generalsekretär Thomas Christen zu seinem persönlichen Mitarbeiter für den Bereich Gesundheitspolitik. Mittlerweile ist Christen als Vizedirektor im Bundesamt für Gesundheit (BAG) untergekommen. Er ersetzte dort den SP-Mann und Gewerkschafter Oliver Peters, einen engen Mitarbeiter und Genossen von Pierre-Yves Maillard, der genau wie dieser staatsmedizinischen Vorstellungen huldigt. Schon kurz nach Amtsantritt hatte Berset den wettbewerbsorientierten Andreas Faller (FDP), Leiter des Bereichs Krankenversicherung im BAG, in die Wüste geschickt.

Politische Reinigungsaktionen und die bewusste Förderung loyaler Parteigänger sind im Bundeshaus nicht ungewöhnlich. Sie führen aber nicht zwingend zu mehr Fachkompetenz. So sitzt in der zehnköpfigen Geschäftsleitung des nationalen Gesundheitsamtes schon seit vielen Jahren kein einziger Mediziner mehr. An der Bezahlung kann es nicht liegen, denn die 600 Mitarbeiter des BAG sind im Durchschnitt die bestbezahlten aller Bundesämter.

Zudem residieren sie in einem für 98 Millionen Franken neu erbauten Prachtbau im Liebefeld-Park in Köniz. Seit 2010 wirkt dort der in

Erfolg oder Misserfolg seiner Massnahmen? Wann und aufgrund welcher Kriterien und Zahlen gedenkt er, den Lockdown wieder aufzuheben? Noch nie hat Berset gesagt, bei welcher konkreten Zahl von Ansteckungen und Todesfällen er die Quarantäne zu lockern beabsichtige. Wortreich beschwiegen wird auch, wie es nach Beendigung des Lockdown weitergehen soll. Da die meisten Schweizer eingesperrt wurden, sind sie gegen das Virus nicht immun. Gehen sie wieder raus, stecken sie sich an. Ist der Bundesrat auf diese Welle vorbereitet? Kommt ein zweiter Lockdown?

In einem grossen, typischen, also unkritischen Interview mit der *Sonntagszeitung* bot der umjubelte Gesundheitsgeneral dieser Tage bemerkenswerte Einblicke. Er sagte, der Entscheid für oder gegen eine Verlängerung des Lockdown sei nicht nur politisch, sondern hänge auch von der Einschätzung der Wissenschaftler ab. Doch welche Wissenschaftler sind

Gedicht

Masken-Ballade

Von Peter Hartmann

Maske. Maskenkrise. Maskenschau. Larve. Maskenobligatorium. Martullo-Maske. Schlafmaske.

Unterwassermaske. OP-Maske. Henry Maske, Boxweltmeister.

Zorros Maske (Antonio Banderas).

Schlafapnoe-Maske. «Mask», die Zeichentrickserie.

Lifting-Maske. Geisha-Maske.

Atemschutzmaske. Maskerade.

Beruhigungsmaske. Shakespeares Totenmaske.

Feinstaubmaske. Maskendebakel.

Hygienemaske. Burka.

Maskenvorrat. Maskenlüge. Maskenfabrik.

Schnabelmaske.

Maskentreiben. Einzelmaske.

Maskennotvorrat.

Künstlerlarve. Fasnachtslarve. Mashara (arabisch). Maskenkult.

Masken kaufen. Kindermasken.

Bazilluslarven.

Maskenselfies. Hitlers Maske.

Halloween-Maske.

Schutzmaskenhersteller. Peel-off-Maske.

Maskenspiel. Damenmasken. Negermasken.

Feuchtigkeitmaske. Maskenmangel.

Masque de Nuit Velours aux Fleurs de Safran

(Preis: 84.-).

Maskenball im Hotel «Glockenhof».

Maskenmangel.



Bei Zorro kein Maskenmangel.

Naters aufgewachsene Jurist Pascal Strupler als BAG-Direktor. Der parteilose Walliser war für Berset eine Mitte-links-Hinterlassenschaft des linksfreisinnigen Bundesrats Pascal Couchepin, der auch hier seine berüchtigten sozialliberalen «Fendant-Connections» spielen liess. Dass mit Strupler ein medizinischer Laie an die 300 000-Franken-Stelle gewählt wurde, überraschte allgemein.

Wie aber machte sich Betsets Generalstabchef in der wichtigsten Probe zum Pandemie-Ernstfall? Bald nach Amtsbeginn kam es zu der über mehrere Jahre vorbereiteten, teuren «Sicherheitsverbandsübung 2014». Durchgespielt werden sollte eine schwere Grippewelle samt Stromausfall. Das Drehbuch sah den BAG-Direktor, also Strupler, in der Rolle des obersten Leiters des Bundesstabes. Lakonisch hielt der Schlussbericht fest: «Das Funktionieren der Krisenorganisation BAG konnte nicht überprüft werden, da diese wegen den Ebola-Ereignissen für eine Übung nicht zur Verfügung stand.» Im Klartext: Unter dem Vorwand eines afrikanischen Virus, an dem in der Schweiz eine einzige Person erkrankte und erfolgreich behandelt wurde, entzog sich Amtsdirektor Strupler einer Überprüfung der Effizienz seines Bundesamtes und seiner persönlichen Führungsfähigkeiten im Pandemiefall. General Berset nahm daran keinen Anstoss.

Am 24. Februar dieses Jahres liess Strupler an einer Medienkonferenz verlauten: «Wir haben in der Schweiz keine Epidemie, und es müssen keine Massnahmen getroffen werden, um einer epidemischen Situation zu begegnen.» Seither steht der hochbezahlte Verwaltungsmann auf dem Abstellgleis. Er muss das mediale Scheinwerferlicht seinem Departementsvorsteher sowie dem ihm unterstellten Arzt Daniel Koch überlassen. Die Frage sei erlaubt: Was nützt ein Chef, den man in der Krise nicht gebrauchen kann?

Die heiklen Fragen

Inzwischen hat Alain Berset Anne Lévy als neue BAG-Chefin vorgestellt. Sie war früher für Tabak- und Alkoholpräventionskampagnen zuständig und sitzt im Komitee einer Volksinitiative gegen Tabakwerbung an Kultur- und Sportveranstaltungen. Dieses Begehren wird vom Gesamtbundesrat bekämpft. Lévy ist Politologin und bisher vor allem als übereifrig-interventionistische Präventionsaktivistin aufgefallen. Die gegenwärtige Verantwortliche der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel hatte mit den künftig wohl massiv aufgewerteten Fachgebieten Epidemiologie und Infektiologie noch kaum je zu tun. Immerhin reiht sie sich an der Spitze des Gesundheitsamtes in die Tradition der fachfremden, aber parteiloyal besetzten ein.

Mittlerweile scheint sich das Corona-Seuchenbild in der Schweiz etwas zu klären, auch wenn die Zahlen bezüglich durchgeführter



*Früher, da ich unerfahren
Und bescheidner war als heute,
Hatten meine höchste Achtung
Andre Leute.
Später traf ich auf der Weide
Ausser mir noch mehre Kälber,
Und nun schätz' ich, sozusagen,
Erst mich selber.*

Tests, Geheilten und Dunkelziffer alles andere als bereinigt sind. Das Tessin hat das Schwerste wohl hinter sich; kein einziges Schweizer Spital hat Kapazitätsprobleme – im Gegenteil. Todesfälle von unter Sechzigjährigen gibt es bezüglich der Infizierten in gerundeter Zahl exakt null Prozent. Gewiss, ein Menschenleben ist unbezahlbar, aber auch der promovierte Wirtschaftswissenschaftler Alain Berset wird sich gewissen Berechnungen und der kalten Statistik nicht entziehen können. Sollte das Virus am Ende hierzulande 2500 Menschen das Leben kosten – also etwa so vielen wie bei einer saisonalen Grippe –, würde allein der 61-Milliarden-Aufwand des Bundes pro Toten 25 Millionen Franken betragen.

Betrachten wir jene Toten, die ausschliesslich am Coronavirus gestorben sind, dürften wir bei 100 bis 150 Millionen Bundesfranken pro Fall liegen. Möglich ist es aber auch, dass die per Notrecht erlassenen Massnahmen des Bundesrates schliesslich 100 Milliarden betragen, also die unfassbare Summe der gesamten Bundesschulden. Der auf Kosten der Zukunft entrichtete Preis pro Corona-Opfer wäre dann noch einmal erheblich höher. Ob man sich daran bei einer Manöverkritik Betsets noch erinnern wird?

Covid-19 ist bezüglich Ansteckung und Sterblichkeit harmloser als etwa die Masern. Wobei der Bundesrat die Masern vergleichsweise auf die leichte Schulter nimmt, ja nicht einmal die gegen diese Krankheit wirksamen Impfungen durchsetzt. Eine weitere Tatsache muss zu denken geben: Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt in der Schweiz bei 83 Jahren. Das Durchschnittsalter der an Corona gestorbenen Patienten liegt ebenfalls bei 83 Jahren.

Solche und viele weitere Fakten werden bei der grossen Bilanz des Pandemiejahres 2020 dem Bundesrat um die Ohren fliegen. Und an der behördlich erzwungenen Verwüstung der Schweizer Wirtschaftskraft gemessen. Denkbar, aber gewiss ketzerisch ist die Voraussage, dass General Alain Berset dann auch politisch als das eingeschätzt wird, was er militärisch auch im wirklichen Leben ist: dienstuntauglich. ○

Warten auf die Welle

Der Kanton Zürich bindet die Privatkliniken ins Verteidigungsdispositiv gegen das Coronavirus ein. Bislang bleibt es überraschend ruhig. Cédric George, Gründer und medizinischer Leiter der Klinik Pyramide am See, nimmt sich Zeit für einen Kaffee mit der *Weltwoche*. Von Florian Schwab

«Ja», sagt Cédric George, vielleicht habe er das Coronavirus gehabt. Der Gründer der Pyramide am See, einer exklusiven Städtzürcher Privatklinik, trinkt seinen Espresso aus. «Nachdem ich Mitte Februar aus den Ferien zurückgekehrt war, hatte ich leichtes Fieber und einen trockenen Husten, dazu einen eigenartigen und mir unbekanntem Druck auf der Lunge.» Diese Symptome seien innert vier Tagen abgeklungen. Und glücklicherweise habe es in seiner Klinik weder bei Patienten noch bei Angestellten bestätigte Corona-Fälle gegeben.

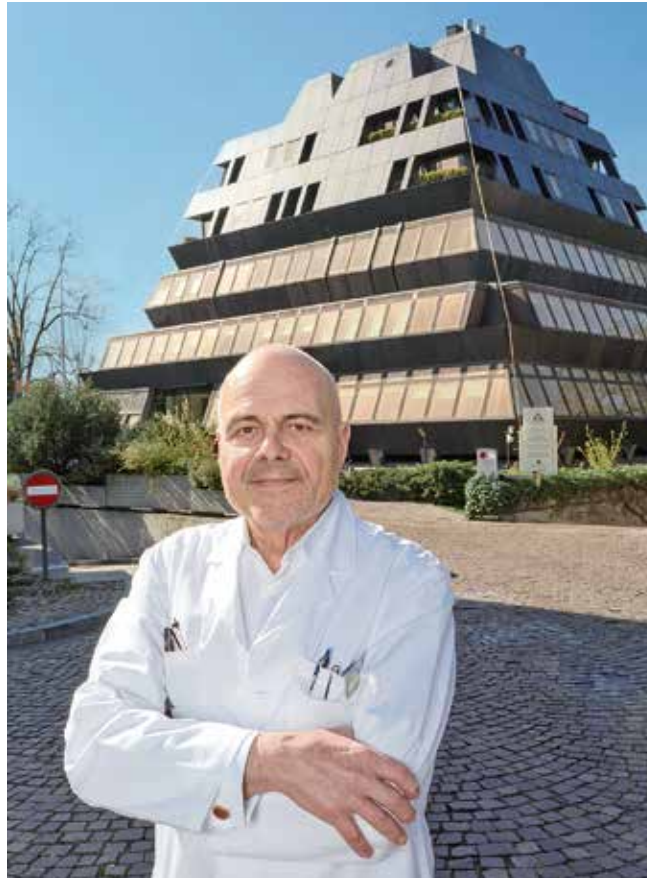
Wir treffen den Facharzt für plastische Chirurgie am vergangenen Montag in der Klinik Pyramide, deren medizinischer Leiter er ist. Das rostbraune, denkmalgeschützte Gebäude in Pyramidenform aus Glas und Metall, errichtet in den späten 1960er Jahren, ist direkt am Zürichsee gelegen. Um an diesen ersten Frühlingstagen die Leute vom Ufer fernzuhalten, hat die Polizei am Rand des Geländes Absperrungen angebracht. Als wollten auch sie der polizeilichen Vorgabe folgen, sind einige Enten vom See auf die andere Seite der Metallgitter hinübergewechselt und wärmen sich in der Sonne – ohne sich allerdings gross um die Abstandsregeln des Bundesamts für Gesundheit zu kümmern.

Gähnende Leere in der Cafeteria

In der normalerweise gutbesuchten Cafeteria der Privatklinik ist kaum etwas los. Alle paar Viertelstunden schaut ein Arzt oder eine Krankenschwester vorbei. Abgesehen davon: gähnende Leere. «Seit Mitte März steht bei uns ein Grossteil des Betriebs still», sagt Cédric George. Auf behördliche Anordnung hin dürfe seine Klinik nur noch Notfalloperationen durchführen, etwa bei Brustkrebs-Patientinnen. Der ganze Bereich der planbaren Eingriffe, dem die Pyramide den Grossteil ihres Geschäfts verdankt, bleibt bis auf weiteres geschlossen. Eineinhalb Millionen Franken kostet dieses Notstandsregime im Monat. «Rund drei Viertel unserer Angestellten in der Klinik sind in Kurzarbeit», berichtet Cédric George. «Wir zahlen ihnen aber den vollen Lohn, obwohl wir von der Arbeitslosenversicherung nur achtzig Prozent erhalten.» Dass man anlässlich der Corona-Krise über eine bessere

Entlohnung des Pflegepersonals spricht, findet er richtig.

Mit 25 stationären Betten und etwa 15 Zimmern für Tagespatienten ist die Pyramide eine der kleineren Privatkliniken im Kanton Zürich. Trotzdem ist sie in das Corona-Abwehrdispositiv der kantonalen Gesundheitsdirektion eingebunden. «Da wir keine eigenen Beatmungsplätze haben, gehören



Langfristig auf Expansionskurs: Klinikgründer George.

wir zur sogenannten Kategorie C», sagt George. Das bedeutet, dass im Falle einer Überlastung der anderen Spitäler gewisse Patienten in die Pyramide verlegt würden: Covid-19-Erkrankte nach der akuten Phase oder Patienten mit anderen Erkrankungen. «In dieser speziellen Phase werden wir nicht als Vertragsspital, sondern als Listenspital behandelt, weshalb wir auch allgemein versicherte Patienten behandeln dürfen.» Für ihren Bereitschaftsdienst im Kampf gegen das Coronavirus wird die Klinik Pyramide nicht bezahlt. Sie kann nur dann etwas verrechnen, wenn der Kanton tatsächlich Patienten von anderen Spitätern umquartiert.

«Bis jetzt ist die angekündigte Welle allerdings ausgeblieben», sagt George. Jeden Tag bekommt er vom Krisenstab im Gesundheitsdepartement einen detaillierten Lagebericht: «In allen Spitätern ist es sehr ruhig, vor allem auf den normalen Abteilungen.» Doch seien auch die Beatmungsplätze auf den Intensivstationen «bei weitem nicht ausgelastet». Im ganzen Kanton seien gegen sechzig Betroffene auf den Intensivstationen hospitalisiert. Ihrerseits muss die Klinik Pyramide dem Departement von Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli (SVP) täglich melden, wie viel Schutzmaterial und Medikamente noch vorrätig sind. «Sollte die Krise noch länger andauern, sehe ich vor allem bei den Medikamenten für die Anästhesie die Gefahr eines Engpasses.»

Auf Sparflamme

Könnte es sein, dass die Welle doch noch kommt? «Die Idee des Social Distancing war es, die Fallzahlen in einem Bereich zu halten, den das Gesundheitssystem bewältigen kann.» Das sei bislang sehr gut gelungen. So gut sogar, findet der Chirurg, dass man nach dem Auslaufen des aktuellen Notstands am 19. April behutsame Lockerungen einleiten könne. «Speziell gefährdete Menschen müssten weiterhin sehr gut aufpassen», aber die wenig gefährdeten Gruppen könnten sich freier bewegen. «Da könnte man durchaus auch vermehrt Ansteckungen in Kauf nehmen, was zu einer zunehmenden Immunität der Bevölkerung führt.» Was es so schnell wie möglich brauche, seien statistisch repräsentative Antikörpertests, die Aufschluss darüber geben, wie viele Menschen die

Infektion mit dem Virus bereits überstanden haben und immun sind.

Für den Augenblick hat die Pyramide die Corona-bedingt ausgefallenen Behandlungen auf die Wochen nach dem 19. April verschoben. «Es würde mich nicht überraschen, wenn die Anordnung des Gesundheitsdepartements verlängert würde», meint er. Langfristig hält die Privatklinik an ihrem Expansionskurs fest. Spätestens 2024 will sie ein neues Gebäude in Küsnacht beziehen, mit einer gut doppelt so grossen Kapazität. «Da haben wir dann auch Beatmungsplätze», sagt Cédric George und verabschiedet sich ins Innere seines auf Sparflamme gesetzten Betriebs. ○



Alle anderen sollen zu Hause bleiben: Bundesräte im Corona-Modus.

Vorbei die Zeiten trauter Eintracht

So harmonisch der Bundesrat die Milliarden in die Wirtschaft pumpte, so kontrovers gestaltet sich jetzt das Ringen um das Ausstiegsszenario: Parmelin, Maurer und Keller-Sutter wollen vorwärtsmachen, Berset, Sommaruga, Amherd und Cassis bremsen. *Von Hubert Mooser*

Als Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) und Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) am 1. April ohne Gesundheitsminister Alain Berset (SP) vor die Medien traten, schien es, als habe der wirtschaftspolitische Flügel des Bundesrates gegen die gesundheitspolitischen Bedenken der Landesregierung die Oberhand gewonnen. Berset war bislang stets zugegen, wenn die Regierung über das Coronavirus informierte. Tatsächlich sprach Parmelin «die Zeit danach» an. «Wir arbeiten an diversen Szenarien für eine Austrittsstrategie», sagte er. Auch Justizministerin Keller-Sutter kam darauf zu sprechen.

Es war das erste Mal, dass sich der Bundesrat öffentlich über das Ende des gegenwärtigen Regimes Gedanken machte. Parmelin hatte das Thema in einem mit Keller-Sutter gemeinsam abgefassten Aussprachepapier im Bundesrat zur Diskussion gestellt. Parmelin wollte dabei auch die Öffnung von Gartencentern beschliessen lassen, aber seine Kollegen machten ihm einen Strich durch die Rechnung. Anders als Österreichs Bundeskanzler Sebastian Kurz, der kürzlich einen Plan für die Rückkehr zur Normalität präsentierte, will die Schweizer Landesregierung vorläufig keine Lockerung der Massnahmen ankündigen. Das sei ein schlechtes Signal vor den Osterferien, bekam Parmelin von seinen Kollegen zu hören.

Als Reaktion auf die Entwicklung im Nachbarland Österreich liess Berset am Rande einer Pressekonferenz im Wallis durchblicken, die Landesregierung werde erst am 16. April offenlegen, wie es weitergehen soll. Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, soll dann eine leichte Lockerung des gegenwärtigen Regimes bekanntgegeben werden. Für welche Bereiche dies gelten soll, ist nicht klar. Liegt die zögerliche Haltung des Bundesrates vielleicht auch daran, dass man bis jetzt gar keinen richtigen Plan hat? Es brauchte jedenfalls grossen Druck aus der Wirtschaft und dem Parlament, bis der Bundesrat nur schon darüber debattierte.

Hartes Ringen

Der Dachverband der Wirtschaft, Economie-suisse, ruft seit Wochen nach Ausstiegskriterien. Die SVP hat inzwischen ein umfassendes Papier präsentiert, wie man langsam wieder zur Normalität zurückkehren könnte. Alt Bundesrat Christoph Blocher gab darüber an einer von der SVP organisierten Telefonpressekonferenz Auskunft und forderte, Läden, Restaurants und Schulen seien unter Einhaltung der Schutzmassnahmen wieder zu öffnen. Die SVP verlangt zudem ein Ausgehverbot für vulnerable Gruppen, verstärkten Grenzschutz, Maskentragepflicht und Quarantäne für Infizierte. FDP-Fraktionschef Beat Walz kanzelte die Vorschläge der SVP zuerst als Profilie-

rungsübung ab. Ein paar Tage später zog jedoch FDP-Präsidentin Petra Güssi in der *NZZ am Sonntag* nach und verlangte wie die SVP, der Bundesrat solle nach Ostern die Schulen der Unter- und Mittelstufe wieder öffnen.

Der Bundesrat lässt sich dagegen die Ausstiegskriterien von einer wissenschaftlichen Task-Force unter Martin Egger, dem Präsidenten des Nationalen Forschungsrats des Schweizerischen Nationalfonds (SNF), erarbeiten. Diese geht zum Beispiel der Frage nach, ob bei einer Maskentragepflicht erreicht werden könnte, dass eine Lockerung der Massnahmen möglich würde. Ebenso prüft man einen massiven Ausbau der Testkapazitäten und den Einsatz einer Coronavirus-Warn-App. Entscheiden müsse jedoch der Bundesrat, wann eine Lockerung möglich sei, sagt Daniel Koch, inzwischen Delegierter der Regierung für die Bekämpfung der Corona-Pandemie. Der Bundesrat tut sich aber nur schwer damit, die Eckdaten eines Fahrplans zu nennen.

Dem Vernehmen nach ist die Landesregierung in zwei Lager gespalten. Es gibt die Gruppe um Wirtschaftsminister Guy Parmelin, Justizministerin Karin Keller-Sutter und Finanzminister Ueli Maurer (SVP), die gerne bei den Austrittsmodalitäten vorwärtsmachen würde. Den Takt gibt derzeit aber weiterhin das gesundheitspolitische Lager an mit Alain Berset, Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga

(SP), Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) und Verteidigungsministerin Viola Amherd (CVP).

Vor diesem Hintergrund zeichnet sich ein hartes Ringen um offene Fragen ab. Soll zum Beispiel die Hilfe an notleidende Wirtschaftszweige weiter ausgebaut werden? Bis heute hat der Bund unter Notrecht Hilfspakete für die Wirtschaft von insgesamt über 62 Milliarden Franken verabschiedet. Oder sollen die für Bevölkerung und Unternehmen einschneidenden Massnahmen jetzt möglichst schnell wieder etwas gelockert werden?

Kreuz und quer im Land unterwegs

Wie es dabei hinter den Kulissen zu- und hergeht, zeigt der Krach um die Ausdehnung der Erwerbsausfallentschädigung auf freiberuflich tätige Selbständige (Rechtsanwälte, Ärzte) zwischen Parmelins Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und Berset's Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV). Jeder Vorschlag, den das Seco einbringt, wird vom BSV abgelehnt. Bringt das BSV einen Vorschlag, legt sich das Seco quer.

Es gibt auch dreiste Versuche, ein paar linke Forderungen unter Notrecht durchzudrücken. So probierte Bundespräsidentin Sommaruga, finanzielle Unterstützung für Medienhäuser zu organisieren, wie sie das im letzten Herbst unter normalen Bedingungen bereits einmal erfolglos versucht hatte, scheiterte aber erneut. Berset wollte im Bundesrat eine 100-Millionen-Franken-Geldspritze für Kinderkrippen durchboxen, hatte aber alle sechs Kollegen gegen sich. Deren einhelliges Argument laut gutinformierten Kreisen aus der Verwaltung: Das brauche man nicht über Notrecht zu beschliessen. Das könne man dann immer noch später im Normalverfahren abwickeln.

Kein Wunder, ist die SVP jetzt in die Offensive gegangen und warnt in einem Fraktionspapier davor, unter Notrecht weitere finanzielle Verpflichtungen einzugehen. Diese Kompetenz stehe dem Bundesrat einzig bei Dringlichkeit zu, heisst es darin. Diese Dringlichkeit sei jedoch heute, nachdem der Bund 62 Milliarden Franken gesprochen habe und zahlreiche Kantone eigene finanzielle Programme verabschiedet hätten, nicht mehr gegeben. Über weitere finanzielle Verpflichtungen müsse das Parlament befinden. Das jetzige Regime sei so schnell wie möglich zu beenden.

Vorläufig darf aber nur der Bundesrat an seinen Gewohnheiten festhalten. Die Sitzungen finden weiterhin im Bundesratszimmer statt. Selbst an der Kaffeepause, bei der man sich ungezwungener unterhalten kann, hält die Landesregierung fest. Und die Regierungsmitglieder reisen auch kreuz und quer durchs Land: Berset ins Tessin, nach Genf, Luzern und ins Wallis, Sommaruga nach Basel und in die Waadt, Keller-Sutter an die Grenze in der Ostschweiz, während Cassis seinem Heimatkanton einen Besuch abstattete. Für alle anderen Schweizerinnen und Schweizer gilt nach wie vor, dass sie zu Hause bleiben sollen. ○

Tessin

«Mit Rücksicht und Vernunft»

Der Tessiner Ständerat Marco Chiesa (SVP) führt mehrere Altersheime. Er hat dringliche Appelle an den Bundesrat gerichtet. Jetzt atmet er auf. Anzustreben sei ein vorsichtiger Rückweg in die Normalität.

Herr Chiesa, sollen die Deutschschweizer mit Ferienwohnungen im Tessin an Ostern zu Hause bleiben?

Ich empfehle es, bin aber kein Hardliner, der den Gotthard zubetonieren will. Es muss erlaubt sein, dass Deutschschweizer ihre Gärten und Wohnungen im Tessin besuchen können. Aber bitte keine Extrembergtouren oder Bungee-Jumping im Verzascatal, das im Spital endet! Rücksicht und Vernunft sind wichtig.

Wie ist die allgemeine Lage?

Der Kantonsarzt sagt, wir seien über dem Gipfel, aber nicht über dem Berg. Das Gesundheitswesen hat gehalten. Wir können es!

Österreichs Kanzler Sebastian Kurz stellt das Lockdown-Ende in Aussicht. Ihr Kommentar?

Gut. Ich begrüsse das. Aber Vorsicht muss walten. Jedes Land, jeder Kanton muss hier für sich den Ausweg finden. Ich nenne es den Föderalismus des Ausstiegs.

Sie sind Verwaltungsrat und Direktor von Altersheimen im Tessin und in Graubünden.

Was haben Sie erlebt?

In dem Mehr-Generationen-Zentrum, das ich persönlich leite, haben wir fünfzig Bewohner, dreizehn von ihnen erkrankten an Corona, drei Hochbetagte mit Vorerkrankungen haben leider nicht überlebt. Das ist sehr traurig, aber interessanterweise sind in diesem Jahr insgesamt weniger Heimbewohner gestorben als in früheren Jahren zur gleichen Zeit. Ich spreche aus fünfzehnjähriger Erfahrung.

Überraschend. Warum ist das so?

Weil wir schnell gehandelt haben und weil viele ältere Menschen und alle Mitarbeiter höllisch aufgepasst und die Hygienemassnahmen umgesetzt haben. Dank Corona hatten wir weniger Tote als in anderen Jahren, und zwar in allen Heimen, in die ich hineinsehe. Das ist ein Wunder. Am Anfang dachten wir, bei uns werde die Opferrechnung 1 plus 1 gleich 3 lauten.

Ist Ihre Familie betroffen?

Eine Cousine arbeitet bei uns als Pflegedienstleisterin. Sie ist seit dieser Woche wieder auf dem Posten, nach zwölf Tagen Corona-Aufenthalt zu Hause mit sehr leichten Symptomen.

Das Tessin hat 70 000 Grenzgänger aus der Corona-Zone Lombardei. Wie hat sich die Stimmung gegenüber diesen Italienern verändert?

Die Grenzgänger leisten Hervorragendes in der Wirtschaft. Wir haben aber im Tessin gemerkt, dass wir zu abhängig sind von Italien. Wir durften ja nicht mal die Grenze schliessen wegen der Personenfreizügigkeit. Die Tessiner Wirtschaft wird wohl stärker auf Inländer setzen in Zukunft. Handkehrum: Es gibt auch mehr Solidarität mit Italien. Wir gingen gemeinsam durchs Elend.

Was hat Sie in der Krise am meisten beeindruckt im Tessin?

Der Gemeinschaftssinn, die Solidarität. Ich bin noch Präsident der Winterhilfe im Tessin. Viele haben uns fünfzig oder hundert Franken geschickt als Spende, gegen Corona. Der Zusammenhalt war wirklich fantastisch.

Ein Seufzer der Erleichterung?

Nein, ich habe das erwartet. Was wir auch gelernt haben: Wir sind stolzer Teil der Schweiz, aber wir sind nicht die Innerschweiz oder Genf. Es braucht den Freiraum für

Kantone. Föderalismus ist ein Pfeiler unseres Landes. Das wurde uns stärker bewusst.

Seitenblick auf Italien: Warum starben in der Lombardei so viele Menschen, nicht aber in Venetien?

In der Lombardei haben sie den Grossteil der Erkrankten in die Spitäler geschickt, im Veneto nicht. Die lombardischen Spitäler wurden zu eigentlichen Virenschleudern. Venetiens Gouverneur Luca Zaia erwies sich als hervorragender Krisenmanager.

Schadet es Lega-Chef Matteo Salvini, dass in seiner lombardischen Heimat die Katastrophe eintrat?

Nein. Der Gouverneur ist zwar auch bei der Lega, aber viele Fehler, die in der Lombardei passierten, haben damit zu tun, dass die Regierung in Rom der Provinz reinfunkte. Man hat das Problem in Rom und Mailand massiv unterschätzt. Salvini hingegen warnte frühzeitig. Zum Glück ging es nicht in Süditalien los. Dann wäre das Desaster noch viel grösser.

Jetzt kommt die Wirtschaftsmisere. Pessimistisch?

Es wird eine harte Prüfung. Und solange es Norditalien schlecht geht, kann auch die Tessiner Wirtschaft nicht gesunden. Die grösste Herausforderung ist jetzt der Rückweg in die Normalität. Aber ich bin sicher: Wir schaffen auch das!

Die Fragen stellte Roger Köppel.



Freiraum für Kantone: Ständerat Chiesa.

Kapitän im perfekten Sturm

Der erfolgreiche Modeunternehmer Fredy Bayard krepelte in nur zwei Jahren die Oberwalliser Medien völlig um. Nun stellt er seinen Verlag auf die garstigen Corona-Zeiten ein – und investiert. *Von Luzius Theler*

Als er sich aus dem Mode-Business verabschiedet hatte, machte er sich auf die Socken: Fredy Bayard vertauschte das Büro in Bern und die Lektüre von Statistiken und Bilanzen mit italienischen Landschaften, ging einfach davon aus seiner gewohnten Welt. In zwei Monaten marschierte er im Jahr 2017 bis hinab in die Toskana, tausend Kilometer weit.

In den Jahrzehnten zuvor hatte Bayard zusammen mit seiner Frau Silvia das viertgrösste inhabergeführte Modeimperium der Schweiz aufgebaut. Dabei waren die Anfänge bescheiden: Von seinem Vater Alfred und seiner Mutter Adele übernahm er 1989 ein klassisches, lokales Modegeschäft in Visp, gut eingeführt, solide Stammkundschaft. Ganze Familienclans liessen sich bei Bayard für alle Wechselfälle des Lebens einkleiden – von der ersten Kommunion bis zur Aufbahrung im Sarg. Alfred junior, Fredy, habe sich da ein grosses Paar Schuhe angezogen, fanden selbst die, die den geselligen Sprössling des Modehauses gut kannten und gerne mochten. Doch sie irrten sich gründlich.

Das hat auch mit dem Einstieg seiner Frau Silvia ins Familienunternehmen zu tun. Die studierte Theologin entwickelte gemeinsam mit ihrem Mann ein feines Näschen für das Geschäftliche. Und sie verpasste ihm zusammen mit dem Hauskardiologen nach einem Herzinfarkt mit nur 39 Jahren einen anderen, einen solideren Lebensstil. Beiden tat das gut, dem Textilkaufmann und dem Geschäft. 1995 wurde die erste Filiale in Sitten eröffnet, dann ging die zügige Expansion Filiale um Filiale weiter. Bayard sanierte für Loeb die Wartmann-Mode und übernahm das Haus später ganz. Das Geschäftsmodell weitete und reichte sich prächtig.

Raus aus den Tretmühlen

Diese Erfolgsgeschichte geht nach Fredy Bayard weiter. Heute sitzt er zwar noch im Verwaltungsrat, hält sich aber völlig aus dem Operativen heraus. Seine Frau und die jungen Mitarbeitenden, die im Zuge eines Management-Buyouts die Firma übernahmen, schmeissen die 75 Läden mit viel Schwung und entgegen dem Trend in der Branche mit Rekordergebnissen, wie im Jahr 2019.

Die Zeit nach Bayard brachte vorerst einmal ein Gefühl von Befreiung: raus aus den Tretmühlen und der Routine des Alltags, morgens Zeitungslektüre statt Geschäftsleitungssitzungen, etwas Sport treiben, kochen – ein Her-



Jenseits von Fendant, Feten und Folklore: Erfolgsunternehmer Bayard.

renleben! Doch dann stellen sich beim quirligen Frührentner Stimmungslagen ein, die er vorher so nie gekannt hatte: Unterforderung, Langeweile – eine ausgewachsene Sinnkrise. «Nachdem ich meine Frau ein paar Male beim Frühstück gefragt hatte, was sie denn am liebsten zum Abendessen auf dem Tisch hätte, riet sie mir dringend, doch wieder etwas Fordernendes zu machen.»

Er sah sich nach unternehmerischen Opportunitäten im Oberwallis um. So fiel sein Blick auf die Oberwalliser Medien und das Druckgewerbe. «Das sind keine einfachen Branchen, aber ich erblickte dort das Potenzial, sie noch besser aufzustellen. Das hat mich gereizt.» Nicolas Mengis, Eigentümer der Druckerei und des Verlages Mengis mit der Tageszeitung Walliser Bote in dritter Generation, war verhandlungsbereit. Dann ging alles schnell, wie immer bei Fredy Bayard: Im Oktober 2017 be-

gannen die Verkaufsgespräche, vier Monate später war der Deal perfekt.

Der Neuverleger liess nichts anbrennen: Er führte mehrere Druckereien mit der eigenen zusammen und stieg beim Lokalradio rro ein. In der Druckerei gab es dringenden Handlungsbedarf. Während eines Jahres ging der Newcomer fast jeden Tag mehrere Stunden in die Werkhallen, um sich mit den technischen Aspekten und den Arbeitsabläufen vertraut zu machen. Der begnadete Verhandler und Verkäufer verdoppelte den Umsatz im *job printing*. Auf strategischer Ebene schweisste er die Druckerei Mengis und zwei andere Druckereien in kurzer Zeit zu einem konkurrenzfähigen Druckzentrum zusammen, der Valmedia. Wie zuvor in der Modebranche beteiligt der Unternehmer nun frühere Teilhaber, alte Weggefährten aus der Modebranche und Kaderleute im Zuge eines Management-Buyouts am Geschäft.

Nun waren die Oberwalliser Medien bis auf den TV-Sender Kanal 9 unter einem einzigen Dach, auch räumlich. Vor allem an der Übernahme des Lokalradios lag dem Branchenneuling viel: «Es ging mir nicht einzig darum, ein ziemlich unsinniges Konkurrenzdenken zwischen der Tageszeitung und Radio rro zu beenden und Kooperationen einzuleiten, sondern vorrangig um das Digitale.» Mit gutem Grund: Der Lokalsender war mit seiner Zukunftsstrategie unter dem Digital-Junkie Matthias Bärenfaller sehr weit vorgeprescht und erschloss clever immer neue Geschäftsfelder.

Freundlich, aber bestimmt

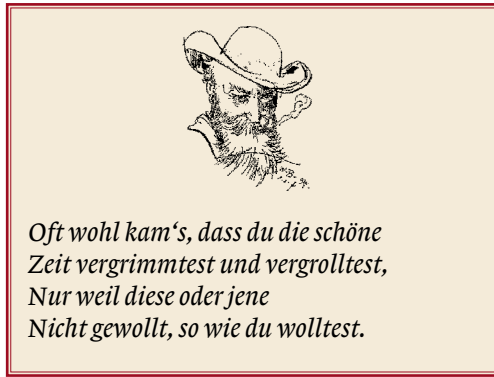
Bayards Führungsstil ist freundlich, aber bestimmt. Und er liebt es, wenn nach kurzfädiger Diskussion die Dinge nicht zerredet, sondern ohne Verzug angepackt werden. Als man ihn bei einem Projekt mehrfach nach dem Businessplan fragte, antwortete er kurz angebunden mit der Bemerkung, wenn er sich immer nur an Businesspläne gehalten hätte, würde er noch heute im Stammsitz von Mode Bayard zu lange Hosenbeinen hochstecken.

Dabei wirkt er im Umgang laut Mitarbeitenden zwar direkt und fordernd, aber fair und offen. Geschätzt wird eine Kultur der Anerkennung für gute Leistungen, die mit dem neuen Eigner Einzug gehalten hat. Als Eigentümer und Unternehmensleiter steht Fredy Bayard voll im Firmenalltag und ist nahe bei seinen Leuten. «Kurze Entscheidungswege, klare Vorgaben, rasche Umsetzung» lautet sein unternehmerisches Credo. Und sein Verlag investiert in Journalismus, während andere Medienhäuser abbauen.

Er lebt auch aus Familientradition heraus mediale Meinungsvielfalt: Vater Alfred Bayard hatte als wichtiger Inserent immer wieder und hartnäckig für mehr Meinungsfreiheit in der damaligen Parteizeitung der Katholisch-Konservativen, dem *Walliser Boten*, votiert. Seine Mutter, gebürtige Italienerin, hegte starke Sympathien für die italienische Linke und für soziale Gerechtigkeit. «Mein Vater und meine Mutter lebten diese Offenheit in der Familie.

Vor allem Vater liebte die Widerrede, kritische Meinungen, harte, aber faire Kontroversen», sagt Fredy Bayard. Und so hält er es nun als regionaler Medien-Mogul.

In seinen Blättern kommen polarisierende und gelegentlich polemisierende Kolumnisten wie Oskar Freysinger, Peter Bodenmann und Klaus J. Stöhlker zu Wort. Für Zoff und Zank ist gesorgt. Zu Stammtischen und Service-Klubs hält er Distanz, auf Druckversuche reagiert er unbeeindruckt. Mitten in der mächtig anschwellenden Corona-Grundlawine hat Fredy Bayard in seinen Medien öffentlich und stellvertretend für die ganze Wirtschaft hochgerechnet, wie sich die Verluste in der Druckerei, in den Printmedien und in der Modebranche



innert weniger Wochen dramatisch summieren. Nur für das Medienunternehmen inklusive Druckerei kommt er auf einen Fehlbetrag von über einer Million Franken im Monat.

Reagiert hat er rasch und hart

Diese lebensbedrohliche Blutung lässt sich seiner Meinung nach nicht mit den bisher vom Bundesrat und von den Kantonen bereitgestellten Mitteln und Methoden stillen: «Kredite, auch zu günstigen Konditionen, zögern den Untergang sogar von gesunden Unternehmen doch nur hinaus. Es ist, als ob man einem Ertrinkenden einen Schwimmring zuwerfen würde, der Löcher aufweist, durch die langsam, aber stetig die Luft entweicht.»

Darum setzt sich der Unternehmer aus Leidenschaft dafür ein, notleidenden, aber gesunden Unternehmen aufgrund klarer Kriterien direkte und nicht rückzahlbare Unterstützung zu gewähren. Um Krisengewinnlern einen Riegel zu schieben, müssten die Gelder, die über die versteuerten Ergebnisse der Vorjahre hinaus zur Abgeltung in Rechnung gestellt wurden, natürlich zurückerstattet werden. «Das ist zusammen mit einer hundertprozentigen Kurzarbeitsentschädigung mein Ansatz.»

Dieses Rezept würde den vielen kleinen und mittleren Unternehmen helfen, diese beispiellose Krise zu überstehen und nach dem Stillstand wieder in die Gänge zu kommen, sagt Bayard. «Kredite allein helfen da nicht. Das wäre wie passive Sterbehilfe auf Raten. Auf welchem Weg dies zu geschehen hat und welches die beste Lösung ist – da bin ich völlig offen. Aber die Marschroute muss klar sein. Da darf es keine ideologischen Scheuklappen geben und kein systempolitisches Grundsatzgeschwafel.»

Fredy Bayard erinnert in diesen Tagen an einen erfahrenen Kapitän, der im perfekten Sturm die riesigen Brecher heranrollen sieht, aber in grimmig-gelassener Entschlossenheit auf der Brücke steht und Kurs hält. «Natürlich mache ich mir Sorgen. Aber ich glaube, dass gerade jetzt unternehmerisches Denken und Handeln gefragt ist.»

Reagiert hat er rasch und hart: Die werbefinanzierte Rhone-Zeitung wurde unverzüglich vorübergehend eingestellt, die Belegschaften und die Redaktionen sind auf

Kurzarbeit. Gleichzeitig aber geht Fredy Bayard im Bereich der Digitalisierung mit forschem Tempo voran. Er investiert. Ziel: Der Internet-Auftritt aller Medien wird aufgewertet und unter seinem Dach gebündelt. Dann folgt – in naher Zukunft schon – die Einführung einer strikten Bezahlschranke. «Gute Informationen und Hintergrundgeschichten, umfassende Serviceleistungen, wie wir sie gerade jetzt in Krisenzeiten bieten, kosten Geld. Wer sie nutzt, soll dafür bezahlen.» Das ist eine schlichte Wahrheit, die viele Verlage kennen. Aber Fredy Bayard lässt den Worten Taten folgen – und zwar rasch.

Als unabhängiger Verleger in einem kleinen Landstrich wie dem deutschsprachigen Wallis will er ein Medienangebot bieten, das den Besonderheiten der Randregion gerecht wird. Diese Eigenheiten bestehen weniger im Fendant, in Feten und Folklore, sondern mehr in einer dezidierten Interessenwahrung gerade gegenüber der übrigen Schweiz. Die extreme touristisch und industriell bedingte Exportabhängigkeit, die besondere Rolle als Wasserschloss und Strombatterie der Schweiz und die oft auch hemmende und begrenzende Bestimmung als alpiner und heiler Traum- und Sehnsuchtsort der urbanen Bevölkerungen erfordern zwingend eigene Lösungsansätze und eigenwillige Wege. Publizistische Schützenhilfe tut da not. ○

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?



Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch



Kontrollmechanismen werden einfach ausgeschaltet.

Ganz legaler Raubzug

Das Corona-Hilfspaket des Bundes bietet den Firmen verlockende Kredite ohne strenge Prüfung. Die Banken profitieren von der Geldverteilung, ohne dass sie Risiken eingehen müssen. Verluste trägt die Allgemeinheit. *Von Beat Gygi*

Staunen und Begeisterung machten sich im Büro der gemeinnützigen Organisation breit, als der Bescheid zum Kreditantrag wegen Corona-Problemen kam: Am Vormittag hatte man den Antrag abgeschickt, nachmittags um etwa vier Uhr fand man 50 000 Franken aufs Bankkonto überwiesen. Das hatte der Geschäftsführer noch nie erlebt. Eine blitzschnelle Kreditvergabe an Unternehmen und Institutionen zur Überbrückung von Liquiditätsengpässen – das zählt neben der Kurzarbeitsentschädigung zu den wichtigsten Instrumenten des Bundes, um den hiesigen Unternehmen durch die Corona-Krise zu helfen. Bis zum Betrag von 500 000 Franken oder 10 Prozent des Umsatzes ist keine besonders strenge Prüfung des Kreditbegehrens vorgesehen, der Bund bürgt dafür, bei den Banken bleiben keine Risiken hängen, der Zinssatz ist null, die Laufzeit maximal fünf Jahre, die Unkosten übernimmt die Bank.

Für das rasche Lancieren der extrem schnell verfügbaren und leicht zugänglichen Liquiditätshilfe erhielt der Bundesrat viel Applaus, nicht nur vom heimischen Publikum. Im Gegensatz zum schweizerischen Rettungsplan kämpft man im Ausland immer noch mit dem Faktor Zeit. Firmen, die auf Darlehen warten, bluten aus. Unter dem Titel «Die Schweiz weist den

Weg, wenn es um Krisenkredite für kleine Unternehmen geht», lobte die *Financial Times* dieser Tage die hiesige Praxis und beschrieb etwa, wie ein IT-Unternehmer innerhalb einer Minute ein knappes Antragsformular ausfüllte und rund eine halbe Stunde nach dessen Abschicken das Geld auf dem Konto hatte. Brillant funktioniere die Kooperation zwischen Bankensystem und Landesregierung, Geschwindigkeit sei alles, wenn es ums Erhalten der Arbeitsplätze gehe.

Als besonders geschickt und effizient gilt die Regelung, dass der Bund die Bankenbranche zum Zuteilen der staatlichen Garantieverprechen herangezogen und nicht irgendwelche hoheitlichen Stellen damit beauftragt hat, die zu wenig vom Geschäft der hilfesuschenden Firmen verstehen und anfällig auf Beeinflussungsversuche sind. Die Banken kennen die Antragsteller zum grössten Teil bereits als Kunden oder machen sie zu Neukunden, das tönt erfolgversprechend. Die Bankenexpertise ist vor allem auch bei den Corona-Krediten gefragt, die über 500 000 Franken hinausgehen und nicht voll, sondern zu 85 Prozent durch den Bund verbürgt werden; da trifft die Bank genauere Abklärungen, bevor das Geld fliesst.

Aber ist die grosszügige Bedienung der Wirtschaft mit Tief- und Nullzins-Krediten wirklich

so brilliant? Bei nüchterner Betrachtung zeigt sich: Da werden viele Kontrollmechanismen einfach ausgeschaltet, die normalerweise zu einem sorgfältigen Umgang mit Darlehen, zu Vertragstreue und Eigentum gehören. Gratis Geld für fünf Jahre ohne genauere Fragen und Checks – da muss es doch viele reizen, zunächst mal voll zuzugreifen. «Sofort Bargeld», lautete einst ein Werbespruch des Kreditgewerbes, der dann untersagt wurde, weil er die Leute zum Schuldenmachen verführe. Jetzt dominiert aber genau diese Botschaft.

Wie kann man sicher sein?

Die Banken arbeiten auf Hochtouren, um die Nachfrage zu befriedigen. Gestartet wurde das Programm am Donnerstag, dem 26. März, der Bundesrat hatte dafür einen Kreditrahmen von 20 Milliarden Franken vorbereitet, der Ansturm der Firmen war aber so enorm, dass eine Woche später der Bund diesen Rahmen verdoppeln musste.

Bis vergangenen Montag, also anderthalb Wochen nach dem Start, waren laut Angaben des Staatssekretariats für Wirtschaft 122 Banken mit 84 220 Kreditzusagen mit einem durchschnittlichen Betrag von 175 000 Franken erfolgt, was einer Gesamtsumme von 14,7 Milliarden Franken



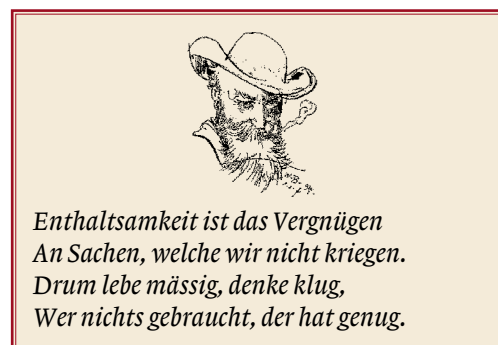
entsprach. Leader der Bankengruppe war die UBS mit 26 000 Anträgen, davon über 15 000 verarbeiteten, und Auszahlungen von 2,1 Milliarden Franken. Die Credit Suisse meldete knapp 10 500 gewährte Kredite mit einem Volumen von 1,67 Milliarden Franken. Die Zürcher Kantonalbank hatte 7400 Abträge mit insgesamt gut 560 Millionen Franken im Haus. Die Raiffeisen-Gruppe berichtete von 16 000 Verträgen für 1,4 Milliarden Franken, die Berner Kantonalbank von 1600 Kunden mit einer Summe von 160 Millionen Franken.

Wie weit kann man sicher sein, dass sich die richtigen Kunden melden, also Firmen, die das Geld tatsächlich zum Überbrücken von Corona-bedingten Liquiditätsschwierigkeiten brauchen und nicht beispielsweise für ein neues Auto oder zum Einsatz an der Börse, die zurzeit auf vergleichsweise niedrigem Kursniveau ist? Und wie wahrscheinlich ist es, dass die Kreditempfänger sich zu stark verschulden und dem Staat am Schluss nichts anderes übrigbleibt, als ihnen die Schulden oder einen Teil davon zu streichen? Für Härtefälle ist bereits Nachsicht angetönt worden. Etliche nutzen jetzt die Situation wohl auch in dem Sinn aus, dass sie heute bereits gar nicht daran denken, das Darlehen je zurückzuzahlen. Immerhin gibt es eine gewisse Bremse: Wer ein Darlehen bezieht, muss seine Angaben unterschreiben, auf das Bankkundengeheimnis verzichten und damit rechnen, dass die Zinsen nach einem Jahr angepasst werden.

Die Banken lehnen offenbar nur einen kleinen Teil der Anträge ab. Die ZKB spricht von einer Ablehnungsquote von 25 Prozent, aber der

grösste Teil davon hänge mit Formfehlern wie etwa unvollständig ausgefüllten Formularen zusammen, was leicht zu beheben sei; gleich tönnte es bei der UBS. Die Berner Kantonalbank lehnte etwa 5 Prozent ab. Bei anderen Banken mit deutlich höheren Rückweisungsquoten kontrollierte man zum Beispiel, ob die Notlage wirklich Corona-bedingt sei, ob liquiditätsmässig tatsächlich ein Engpass bestehe oder ob nicht irgendwo noch eine haftende Muttergesellschaft sei. Auch Neukunden sind bei einigen nicht willkommen, bei andern schon.

Bundesrat Ueli Maurer sagte an der Pressekonferenz vom 25. März bei der Vorstellung des Programms: «Ich gehe davon aus, dass Leute, die eine Firma haben, so ehrlich sind, dass sie den Staat nicht über den Tisch ziehen wollen.» Und: «Wir öffnen sofort alle Möglichkeiten für sie, und damit ist der Missbrauch praktisch ausgeschlossen.» Am 3. April entschied dann aber der Bundesrat, «die Kontrollmechanismen weiter zu vertiefen». Man werde nun etwas straffer kontrollieren, auch zusammen mit der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK).



Die EFK mit Direktor Michel Huissoud kündigte jüngst eine Neuausrichtung ihrer Tätigkeit und ihres Prüfansatzes an, um sich eingehender mit der Überwachung der vom Bundesrat getroffenen Massnahmen zu befassen. Fallweise sollen die Prüfungen im Nachhinein bei den Entschädigungsprogrammen durch eine rasche Überprüfung von Stichproben abgelöst werden, bevor Verpflichtungen eingegangen werden. Die EFK verweist dabei auf die 2001 bei der Rettung der Swissair gemachten Erfahrungen, als die Behörde den ganzen Prozess eng begleitete und kontrollierte.

Sonnenseite des Geschäfts

Die Eidgenössische Finanzkontrolle wurde quasi als flankierende Massnahme ins Geschehen eingebracht, um die Kontrolle zu verstärken – aber ist das nicht genau das, was ohnehin die professionelle Kernkompetenz der Banken sein sollte? Machen die Banken ihren Job also nicht wirklich? Mit Blick auf diese riesige Kreditvergabeaktion kann man tatsächlich sagen: Sie machen ihn nicht in vollem Umfang, jedenfalls nicht so, wie wenn das ganze Geschäft auf ihre eigene Verantwortung ginge. Sie vergeben die Kredite, ohne dass sie das zugehörige Risiko tragen. Anders gesagt: Sie haben die Sonnenseite des Geschäfts bei sich, die Schattenseite, die Verlustgefahr, liegt beim Staat.

Bundesrat Maurer beteuerte, er glaube nicht, dass die Banken mit ihrem Engagement bei den Corona-Krediten ein Geschäft machten. Man muss aber im Auge behalten, dass viele Banken das Geld, das sie nun in den KMU-Kreditkanal leiten, sonst zu einem Negativzins von 0,75 Prozent bei der Nationalbank lagern müssten. Sie verdienen also insofern an der Stützungsaktion, als sie die Negativzins-Belastung vermeiden können. Zudem ist das Verteilen der Kredite für die Banken eine erstklassige Gelegenheit, um bestehende Kunden stärker an sich zu binden und neue zu gewinnen. Es passt ins Bild, dass Firmen von ihren Banken oft aktiv angegangen wurden, ein Kreditgesuch einzureichen. «Proaktiv» lautet das Stichwort, Kunden wurden zur Verschuldung ermuntert. Das erinnert an die Krankenversicherung, wo Arzt und Patient gemeinsam Gesundheitsleistungen ausweiten – und die anderen bezahlen.

Der grösste Gewinn für die Bankenbranche besteht aber wohl darin, dass sie nun in Zusammenarbeit mit dem Bund eine beispiellose Image- und Goodwill-Kampagne als Krisenhelfer durchziehen kann, ohne Risiken übernehmen zu müssen. Eine Public-Private Partnership in neuem Stil. Unwillkürlich bringt dies die Frage auf, was denn der andere Teil des Finanzplatzes macht, die Versicherungsbranche. Versicherer sind von ihren Geschäftsmodellen her doch geradezu die Profis, wenn es um den Umgang mit Risiken und die Einschätzung der Kundensituation und des Kundenverhaltens geht. Ihnen ist es nicht gelun-

Angst macht Macht

Von Urs Paul Engeler



Vernebelte Sinne.

Fühlen die Bürger sich sicher, froh und frei, kontern sie jedes Wort der Regierung, dann stimmen sie bei Bedarf gerne nein, wählen sie Repräsentanten auch mal kurzerhand ab. Geht jedoch die Furcht um im Lande und werden die Menschen von Phobien infiziert, so jubeln sie ihrer Entmündigung durch Notrecht und Willkür sogar zu. Sie sperren sich, wie befohlen, selbst ein, tragen Masken und fordern noch mehr Zwänge. Regenten werden als Retter aus den Notlagen gefeiert, die diese selbst verursacht haben.

Die natürliche Angst, die aufmerksam und reaktionsschnell macht, wird im politischen Kontext zur Psychose. Sie vernebelt die Sinne und verwandelt erwachsene Personen in erbärmliche Untertanen, die lenkbar werden wie kleine Kinder.

Das Coronavirus ist nicht ungefährlich; aber es ist weder die Pest, die grassiert, noch handelt es sich um eine atomare Verseuchung des Erdballs. Als Todesursache taucht Covid-19 erst in den hintersten Statistikkreisläufen auf. Die nachhaltigste Wirkung entfaltet der Erreger, indem er die Macht der Obrigkeiten ausweitet. Dazu wird mit Auftritten in knappster Kadenz und mit aus allen Relationen gerissenen Zahlen ein Risiko als Bedrohung inszeniert. Es gibt kein anderes Thema mehr und vor allem keine Widerrede.

Die pervertierte Angst ist nicht demokratietauglich.

gen, sich ähnlich wirksam wie die Banken an der Seite des Bundes in Szene zu setzen, obwohl ein Versicherer etwa durch das Stunden von Prämien und Mietzinsen oder mit kulantesten Leistungen den KMU ähnliche Entlastungen bieten könnte, wie ein Kredit sie bringt. Dass auf der Website des Schweizerischen Versicherungsverbandes (SVV) jetzt ein Interview mit dem HSG-Professor Martin Eling zur Lage und zu den Problemen der Versicherungsbranche aufgeschaltet ist, wird kaum die grosse Aufmerksamkeit bringen.

Die Corona-Krise bietet in vielerlei Hinsicht neue Gelegenheiten, mit Unterstützung oder auf Kosten der Allgemeinheit Vorteile zu suchen. Peter Amstutz, früherer Bundeshauskorrespondent der *Basler Zeitung*, verweist etwa auf die Mitteilung der Le Bijou Hotel & Resort Management AG in Zug, sie stelle dem stark geforderten medizinischen Personal «unbefristet kostenlose Aufenthalte in Luxuswohnungen» in Zürich, Bern, Zug, Luzern, Basel und Genf als «Quarantäne-Apartments» zur Verfügung.

Zur Finanzierung suche man Spender, welche die geschenkte Raummiete à fonds perdu überweisen, und als Gegenleistung biete man den Sponsoren einen gewaltigen «Medien-Hype». Amstutz berichtet von ähnlichen Bestrebungen der Marketing-Plattform Engelberg-Titlis Tourismus AG (ETT) mit ihrer Aktion unter dem Titel: «Die Destination Engelberg verschenkt 1000 Ferienwochen an Fachkräfte im Gesundheitswesen als Dank für ihren unermüdlichen Einsatz während der laufenden Corona-Krise.» Es gehe um mehr Logiernächte für etwa ein Dutzend Hotels, und finanzieren wolle man das unter anderem mit Spendenaufrufen an Gewerbe, Detailhandel, Gastronomie sowie Private. Und die Gemeinde stehe bereits durch eine Defizitgarantie in der Pflicht.

Stichwort Titlis: Neben der Jungfrauregion gehört der Titlis zu den beliebtesten Bergdestinationen der Schweiz. Das Geschäftsjahr 2018/2019 brachte den Titlis-Bergbahnen mit 1,24 Millionen Gästen einen Rekord, besonders die indischen, chinesischen und südostasiatischen Märkte boomen seit Jahren – oder haben geboomt. Am 14. März wurde der Bahnbetrieb vollumfänglich eingestellt, die Hotels folgten wenige Tage später. «Am Montag, 16. März 2020 um 08h 00 haben wir beim Kanton Obwalden (Amt für Arbeit) 100 Prozent Kurzarbeit für die gesamte Belegschaft eingereicht», steht im Informationsschreiben an die Aktionäre. Darin wird auch mitgeteilt, dass die Generalversammlung vom 27. März wegen des Coronavirus «ohne physische Teilnahme» der Aktionäre stattfinden musste; gemäss Protokoll dauerte sie nur 27 Minuten. Durchgewunken wurde dabei auch eine Dividendenausschüttung von 6,275 Millionen Franken oder Fr. 9.40 pro Aktie, beantragt durch den Verwaltungsratspräsidenten Hans Wicki, FDP-Ständerat aus dem Kanton Nidwalden.

Kurzarbeit und trotzdem eine Rekordausschüttung für die Aktionäre – wie geht das zusammen? Der Verwaltungsrat habe einen möglichen Verzicht der Dividendenausschüttung diskutiert, teilen die Bergbahnen auf Anfrage mit. Das Timing sei jedoch «äusserst anspruchsvoll» gewesen. Eine Abtraktandierung schien rechtlich machbar, «jedoch heikel». Warum hat sich der Verwaltungsrat schliesslich doch für eine Ausschüttung entschieden? Die Antwort: Für den Verwaltungsrat habe die «Sicherung der Liquidität» in der jetzigen

Kurzarbeit und trotzdem eine Rekordausschüttung für die Aktionäre – wie geht das?

Phase «höchste Priorität», doch die Dividende betreffe das «sehr gute Geschäftsjahr» 2018/19. Wie soll man diese Begründung verstehen? Die Ausschüttung bedeutet doch eine Verminderung der Liquidität um über 6 Millionen Franken. Mindestens so brisant ist das politische Signal: Die ganze Belegschaft wird wegen der Krise in Kurzarbeit geschickt, mit 80 Prozent des Lohnes, auf Kosten des Sozialwerks, während für die Aktionäre die jüngsten Stürme ohne Wirkung auf die Dividende sind.

Und Europa und die USA?

Die gleiche Spannung ergab sich soeben beim Medienkonzern TX Group (Tamedia), dessen Eigentümerfamilien Coninx und Supino am Dividendendenplan mit einer Ausschüttung von 37 Millionen Franken festhielten, während das Management gleichzeitig Kurzarbeit für die Gruppe anmeldete. Die Dividende, so das Argument, betreffe das Vorjahr und habe keinen direkten Zusammenhang mit der Corona-Krise, für 2020 werde diese dann berücksichtigt. Etliche Industrieunternehmen haben ihre Dividendenbeschlüsse aber nach unten revidiert, auch wenn die im Aktienrecht formulierten Reservvorgaben noch viel mehr als erfüllt waren. Im stark regulierten Bankensektor mischen sich auch die Aufsichtsbehörden in die Debatte ein.

In Europa fordern sie von den Banken den Stopp der Dividendenabflüsse für 2019, um die Finanzlage zu stützen. UBS und Credit Suisse halten an ihren Ausschüttungen fest, worauf die Schweizer Finanzaufsicht Finma ihnen die Pandemie-Kapitalerleichterungen streichen will. In den USA sieht das gigantische Hilfspaket der Regierung vor, dass Dividenden, Boni und Kapitalrückkäufe nicht gestattet sind, wenn staatliche Unterstützung beansprucht wird. Es zeichnet sich ab, dass solche Regeln zum Standard werden: Wer der Wirtschaft viel billiges Geld und Schutz anbietet, muss gleichzeitig dafür sorgen, dass er die Unersättlichen zügeln kann, denn es wird später wieder die Wirtschaft sein, die das Ganze über Steuern bezahlen muss. ○

Virus ohne Namen

Das Grippejahr 2015 hatte eine ähnliche Sterblichkeitskurve, wie sie sich jetzt für 2020 abzeichnet. Bei der Zählung der Corona-Toten verstösst das Bundesamt für Gesundheit gegen die Methodik des Bundesamtes für Statistik. *Von Peter Keller*

Auch das Sterben wird in der Schweiz akribisch erfasst: Die Statistiker des Bundes veröffentlichen jede Woche ein Mortalitätsmonitoring. Wenn die Anzahl Todesfälle über dem für die Jahreszeit üblichen Wert liegt, durchbricht die Kurve das grüne Band. Abbildung 1 zeigt, dass im Januar und Februar in der Altersgruppe 65 plus eher weniger Menschen starben, ab der dritten März-Woche übersteigt die Zahl jedoch den oberen zu erwartenden statistischen Wert. Das Coronavirus brach aus.

In der Altersgruppe 64 und jünger bewegt sich die Zahl der Todesfälle allerdings konstant im normalen Bereich. Auch die Daten des Bundesamtes für Gesundheit (BAG) bestätigen das weltweit erkennbare Opferprofil: 64 Prozent der Verstorbenen sind Männer, das mittlere Alter liegt bei 83 Jahren, 97 Prozent der Toten litten zuvor an mindestens einer Vorerkrankung wie Bluthochdruck, Diabetes oder an Herz-Kreislauf-Problemen.

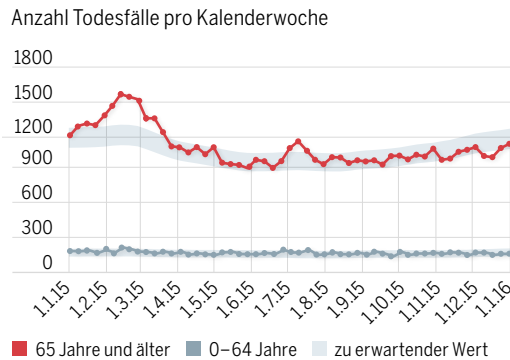
Die Zahlen des Bundesamtes für Statistik deuten darauf hin, dass im März 2020 deutlich mehr ältere Menschen starben, als im Mittel zu erwarten war. Dieser Wert muss aber relativiert werden: Ob die Sterblichkeit insgesamt höher zu liegen kommt, lässt sich erst Ende Jahr definitiv sagen. Dann zeigt der Vergleich mit 2015 (Abb. 2), dass die Schweiz immer wieder von heftigen Grippewellen heimgesucht wird. Die Kurven der beiden Jahre scheinen ziemlich ähnlich zu verlaufen – nur hatte das Grippevirus 2015 keinen eigenen Namen.

Und noch ein wichtiger Unterschied ist zu erwähnen: In der aktuellen Statistik wird jeder Verstorbene aufgeführt, der positiv auf Covid-19 getestet wurde, auch Patienten, die bereits todkrank waren. Normalerweise wird in der Todesursachen-Statistik nur die Grundkrankheit aufgeführt, eine allfällige Zweitkrankheit, die durch ein Virus ausgelöst wurde wie jetzt das Coronavirus und ebenfalls zum Tode beigetragen haben kann, wird nicht erfasst. Darum ist die derzeit vom BAG genannte Anzahl Corona-Toter (638) eigentlich ein Verstoss gegen die Methodik der Kollegen vom Bundesamt für Statistik. Wichtiger ist die Entwicklung der Zahl der Todesfälle: Sie nimmt im April deutlich ab.

Frauen-Demos als Corona-Schleuder

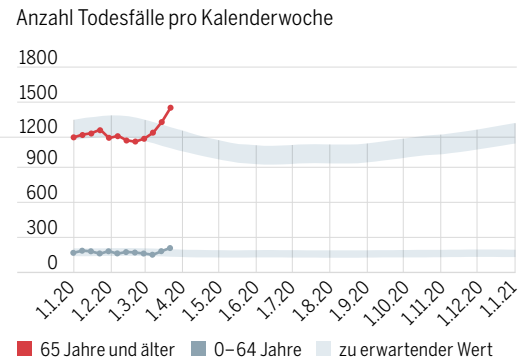
Der Swiss Market Index (SMI) startete mit 10 699 Punkten ins neue Jahr, tauchte bis am 23. März auf 8160 Punkte und hat seither auf 9462 Punkte (6. April) zugelegt. Zu den Zugpferden des Börsenindex gehört Roche: Nach-

Wöchentliche Todesfälle 2015



QUELLE: BFS – TODESURSACHENSTATISTIK

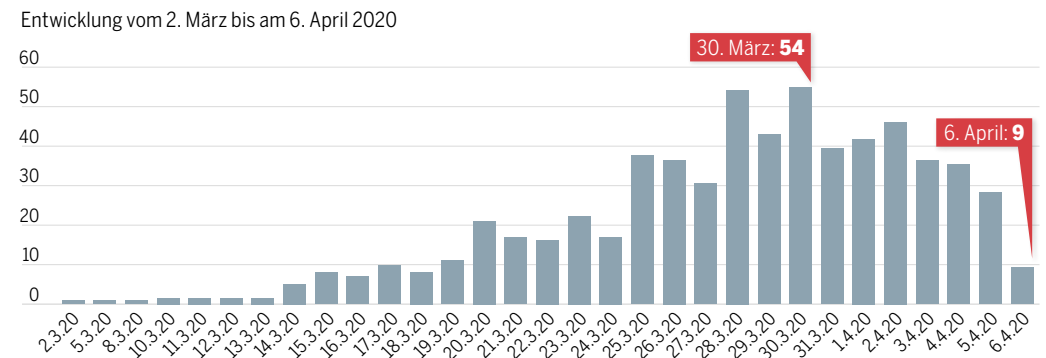
Wöchentliche Todesfälle 2020



QUELLE: BFS – TODESURSACHENSTATISTIK

Die Kurven von 2015 und 2020 verlaufen ähnlich – trotz Coronavirus.

Todesfälle pro Tag im Zusammenhang mit Covid-19



Die Zahl der Todesfälle nimmt im April deutlich ab.

dem US-Präsident Donald Trump den Schweizer Pharma-Konzern öffentlich für dessen Arbeit gelobt hat, steht der Börsenkurs mit Fr. 322.60 sogar höher als zu Jahresbeginn (Fr. 310.20). Zwischenzeitlich tauchte der Titel auf Fr. 255.–.

Weltweite Todesfälle 1. Januar bis 5. April

- 64 738 — an Coronavirus
- 126 914 — an saisonaler Grippe
- 219 800 — an verschmutztem Wasser
- 256 023 — an Malaria
- 279 896 — durch Selbstmord
- 352 340 — durch Verkehrsunfall
- 438 779 — an HIV/Aids
- 2 143 674 — an Krebs
- 1 304 809 — an Folgen des Rauchens
- 2 919 141 — an Hunger
- 11 094 516 — durch Abtreibung

(Quelle: www.worldometers.info)

Spanien hat Italien als Epizentrum der Corona-Pandemie abgelöst: mit rund 14 000 Toten. Die Regierungskoalition aus Sozialisten und Linkspopulisten (Podemos) ist nicht unschuldig an

der Situation: Sie rief noch am 8. März zu Demonstrationen zum Tag der Frau auf, als die WHO und die EU-Kommission bereits von solchen Grossanlässen abriet. Mehrere Ministerinnen und Parteifunktionärinnen führten die Kundgebungen an. Diese riesigen Menschenansammlungen – über eine halbe Million in Madrid und Barcelona – haben die Verbreitung des Virus in einem kritischen Moment stark befeuert. Mehrere prominente Teilnehmerinnen, darunter die Ministerin für Gleichstellung und Frau von Podemos-Chef Pablo Iglesias, sind an Covid-19 erkrankt. Insbesondere in Madrid, wo die grösste Demonstration stattfand, aber auch in Barcelona sind die Spitäler mit der Bewältigung der Corona-Patienten völlig überfordert.

Staatlich vorgeschriebene Abstandsregeln: Schweiz: 2 Meter; Deutschland: 1,5 Meter; Österreich: 1 Meter. Das deutsche Robert-Koch-Institut schreibt in seinem Influenza-Wochenbericht (21. bis 27. März), dass die akuten Atemwegserkrankungen «in allen Altersgruppen» stark zurückgegangen sind. ○

Lockdown im Milieu

Bordelle in der Schweiz werden grosszügig mit Krediten und Kurzarbeit für das administrative Personal unterstützt. Die Frauen gingen bislang leer aus – obwohl sie in die Arbeitslosenversicherung einzahlen. Von Alex Baur

Am 16. März fand im «Globe», dem grössten Sexclub der Schweiz im zürcherischen Schwerzenbach, eine grosse Abschiedsparty statt. Für einmal waren die fünfzig Damen, die im «Globe» bislang anschafften, ganz unter sich. Es war der Tag, an dem der Bundesrat zur Eindämmung des Coronavirus unter anderem auch den Prostituierten ein faktisches Berufsverbot auferlegte. Beim Abschied floss bei der einen oder anderen mehr als eine Träne.

Für rund 80 Prozent der Frauen bedeutete das Arbeitsverbot neben einem sofortigen Verlust der Einkünfte auch eine erzwungene Rückreise in ihre Heimat. Die meisten stammen aus dem östlichen Europa. Harte Zeiten kamen allerdings auch auf die Frauen zu, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten oder hier beheimatet sind. Wie lange das Prostitutionsverbot bestehen bleibt, ist ungewiss. Bei der Lockerung der Massnahmen dürfte die Erotik aber wohl erst ganz am Ende kommen. Eine ganze Branche steht damit vor dem finanziellen Ruin.

Keine Schummeleien

Die Sexarbeiterinnen waren die Ersten, die die Corona-Krise zu spüren bekamen. Bereits in der letzten Februarwoche gingen die Umsätze markant zurück, wie «Globe»-Besitzer Ingo Heidbrink auf Anfrage erklärte. Anfang März brachen die Einnahmen richtiggehend ein. Den jungen Frauen konnte das Virus nicht viel anhaben. Doch viele ihrer Stammkunden, zumindest die älteren unter ihnen, gehören zur Risikogruppe. Wer will schon die Peinlichkeit riskieren, sich in einem Bordell angesteckt zu haben. Nachdem der Bundesrat in der zweiten Märzwoche Ansammlungen von mehr als fünfzig Personen untersagt hatte, wurde die Belegschaft halbiert. Die Frauen arbeiteten alternierend.

Heidbrink gehört zu den Unternehmern, die grossen Wert auf Legalität und geordnete Verhältnisse legen. Jeder Franken, der im «Globe» umgesetzt wird, muss abgerechnet werden: Mehrwertsteuer, Quellensteuern, Sozialabgaben. Heidbrink tut dies im ureigenen Interesse. Kaum eine Branche wird so scharf überwacht. Das gilt für alle seine über die ganze Deutschschweiz verteilten zehn Betriebe, mit denen er einen Jahresumsatz von insgesamt rund 30 Millionen Franken erzielt. Bei einem solchen Volumen wären Schummeleien ein zu hohes Risiko.

Legalität macht sich für Heidbrink auch in der Corona-Krise bezahlt. Die Kurzarbeit für die rund vierzig Angestellten, die in seinem Erotikimperium am Empfang, im Gastrobereich, Un-

terhalt oder in der Buchhaltung arbeiten, wurde von den Ämtern anstandslos bewilligt. Auch einen zinslosen Überbrückungskredit mit Staatsgarantie in der Höhe von insgesamt einer halben Million Franken bekam Heidbrink problemlos überwiesen. Da er über genügend Reserven verfügt, kann er notfalls noch lange durchhalten.

Weniger gut sieht es für die gegen 200 Sexarbeiterinnen aus, die bislang in seinen Betrieben angeschafft hatten. Sie haben zwar, wie alle andern, Steuern und Sozialversicherungen bezahlt. Wenn es um Leistungen geht, war der Staat bislang sehr knausrig. Arbeitslosengelder wurden den Prostituierten stets verweigert mit der Begründung, dass sie selbständig erwerbend

Der Lockdown hat die Prostitution praktisch vollständig zum Erliegen gebracht.

oder nur «scheinselbständig» seien. Selbständigerwerbende haben aber bekanntlich in der Schweiz keinen Anspruch auf Arbeitslosengelder. Sie zahlen nur. Wie steht es mit der Kurzarbeit und Erwerbsausfallentschädigung für die Prostituierten in Zeiten von Covid-19? Die Ämter schieben sich die Verantwortung gegenseitig zu wie eine heisse Kartoffel. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) verweist an das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) – dort verweist man an das Seco. Auf Insistieren teilt BSV-Sprecherin Elisabeth Hostettler der *Weltwoche*: «Sofern eine Prostituierte sozialversicherungstechnisch als Selbständigerwerbende gilt,



*Die Selbstkritik hat viel für sich.
Gesetzt den Fall, ich tadle mich;
So hab' ich erstens den Gewinn,
Dass ich so hübsch bescheiden bin;
Zum zweiten denken sich die Leut',
Der Mann ist lauter Redlichkeit;
Auch schnapp' ich drittens diesen Bissen
Vorweg den andern Kritiküssen;
Und viertens hoff' ich ausserdem
Auf Widerspruch, der mir genehm.
So kommt es denn zuletzt heraus,
Dass ich ein ganz famos Haus.*

hat sie Anrecht auf Corona-Erwerbsersatzentschädigung.» Zuständig seien die regionalen AHV-Ausgleichskassen. Für Kurzarbeit, welche vom Arbeitgeber beantragt werden muss, sind die kantonalen Wirtschaftsämter zuständig.

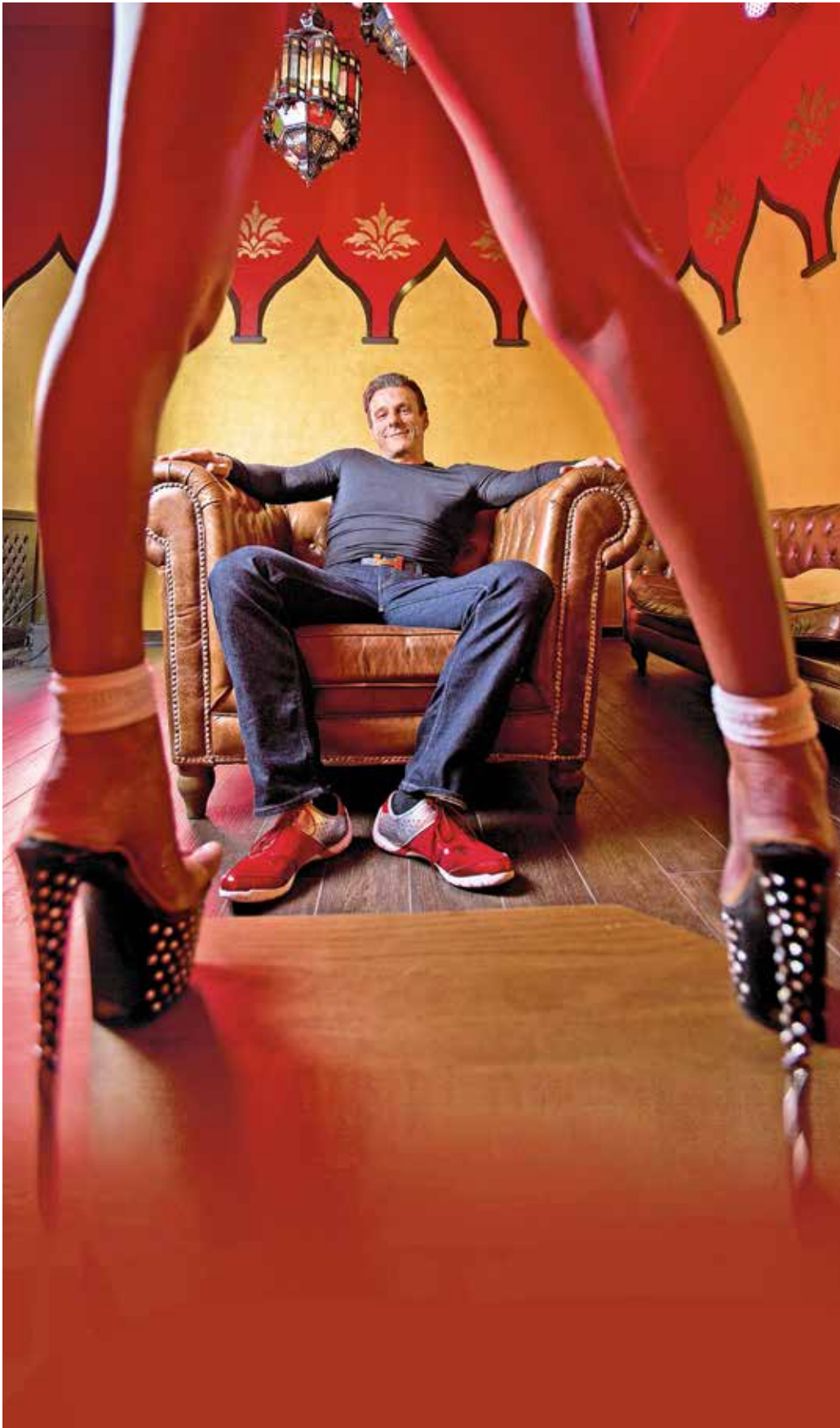
Kurzarbeit im Tantra-Etablissement

Fragen wir also bei den Ausgleichskassen nach. «Selbständig erwerbende Prostituierte» hätten grundsätzlich Anspruch auf eine Entschädigung, lässt die SVA-Ausgleichskasse in Zürich verlauten. Auf die Nachfrage, wie es bei den «unselbständig Erwerbenden» sei, bekommen wir keine Antwort. Seitens der Ausgleichskasse Gastrosocial, wo viele Prostituierte ihre Beiträge abliefern, lässt man sich nach einigem Hin und Her zu der Antwort hinreissen, es würden «für alle Arbeitnehmer*innen» dieselben Regeln gelten; bei der Antwort auf die Zusatzfrage, ob auch Prostituierte als Angestellte anerkannt würden, will man sich aber nicht festlegen.

Alles klar? Der Treuhänder Benny Sutter, der sich seit Jahren für die legale Gleichbehandlung von Prostituierten einsetzt, winkt ab. Die Crux liegt bei der Frage, ob Prostituierte als «Selbständigerwerbende» eingestuft werden oder als Angestellte. Das ist umstritten. Das ist nicht nur von Kanton zu Kanton verschieden, sondern auch von Amt zu Amt innerhalb desselben Kantons. Arbeitsrechtlich gelten Prostituierte in der Regel als Selbständigerwerbende, weil sie sich vertraglich gar nicht zur Arbeit verpflichten lassen dürfen. Doch sozialversicherungstechnisch sind die bürokratischen Hürden für diesen Status so hoch, dass es kaum anerkannte Selbständigerwerbende gibt. Im Klartext: Wenn es ums Kassieren von Steuern und Sozialabgaben geht, finden die Beamten immer einen Weg, Prostituierte zur Kasse zu bitten; die gleiche bürokratische Kreativität kommt aber auch zum Zug, wenn es darum geht, Versicherungsleistungen an Sexarbeiterinnen zu vermeiden.

Eine Umfrage der *Weltwoche* bei mehreren etablierten Erotikbetrieben zeigt: Alle bekamen relativ schnell Kurzarbeit für ihr administratives Personal und Überbrückungskredite mit Staatsgarantie. Doch es ist kein einziger Fall einer Prostituierten bekannt, die erfolgreich solche Ansprüche geltend gemacht hätte. Allerdings haben es wohl nur wenige Frauen versucht. Die meisten sind mit leeren Händen, allenfalls mit Hilfe des Sozialamtes in ihre Heimat zurückgereist.

Das auf Tantra-Massagen spezialisierte Etablissement Andana in Zürich hat nun einen



Wer will schon riskieren, sich in einem Bordell angesteckt zu haben: Bordell-Betreiber Heidbrink.

Antrag auf Kurzarbeit für die in der Schweiz wohnhaften Masseurinnen gestellt, allerdings bislang noch keinen Bescheid erhalten. Auch Erotikunternehmer Ingo Heidbrink hat einen entsprechenden Vorstoss lanciert. Diese Woche hat er im Kanton Baselland für seinen Sexclub «History» in Liestal einen Antrag auf Kurzarbeit

für vier Prostituierte eingereicht. Ihm selber bringt das zwar nichts, denn die Frauen arbeiten auf eigene Rechnung im Klub, sie kassieren direkt bei den Kunden. Heidbrink lebt vom Eintritt, den sowohl die Prostituierten wie auch ihre Kunden für die Nutzung des Etablissements bezahlen. Damit hat er auch keine finanziellen

Verpflichtungen gegenüber den Damen. Doch ihm geht es ums Prinzip. Es könne doch nicht sein, meint er, dass Staat und Sozialversicherung bei jedem Sexgeschäft mitkassierten, sich im Notfall aber taub stellten.

Der Lockdown hat die Prostitution praktisch vollständig zum Erliegen gebracht, wie ein Beamter der Zürcher Sittenpolizei auf Anfrage bestätigte. Rien ne va plus. Die einschlägigen Viertel wirken wie ausgestorben. Sofern die Kontaktinsere nicht freiwillig abgeschaltet worden sind, wurden sie amtlich gesperrt. Zweifellos gibt es Prostituierte, die ihnen persönlich bekannte Stammfreier weiterhin bedienen. Doch das sind Einzelfälle. Tauchen Angebote im Netz auf, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass ein verdeckter Ermittler anruft. Wer sich erwischen lässt, wird verhaftet und der Staatsanwaltschaft zugeführt. Doch es gibt nur wenige Fälle.

Zurück in den Untergrund

Viele Prostituierte sind in ernsthafte finanzielle Nöte geraten. Es gibt zwar ein ganzes Netz von Anlaufstellen, die in der Not helfen. So hat etwa die Organisation Flora Dora in Zürich nach eigenen Angaben rund 150 Prostituierte bei ihrer Heimreise unterstützt. Ausländerinnen, die aufgrund von Reisesperren in der Schweiz festsitzen, können mit unbürokratischer Nothilfe der Sozialämter rechnen. Auch viele Bordellbetreiber helfen den Frauen gemäss den Erfahrungen von Flora Dora und verzichten etwa auf Mieten. Doch damit ist das Problem nicht gelöst. Viele Prostituierte unterstützen Angehörige, sie haben, wie die meisten Menschen, ihre Verpflichtungen, müssen Hypotheken und Schulden abzahlen. Dieses Geld fehlt nun plötzlich.

Für Leute, die sich im Milieu auskennen, ist klar: Lange wird sich das Prostitutionsverbot nicht aufrechterhalten lassen. Seit Jahrhunderten wurde immer wieder und mit den verschiedensten Mitteln versucht, das «älteste Gewerbe» zu unterbinden. Nirgends auf der Welt ist das je auf Dauer gelungen. Wenn es um die Paarung geht, können Menschen sehr erfindisch werden. Die Prostitution wird sich einfach wieder in den Untergrund verlagern, in private Klubs und geschlossene Zirkel. Und spätestens wenn die Restaurants, Bars und Diskotheken wieder wieder geöffnet sind und auf den Gassen wieder Betrieb herrscht, wird auch der Sex gegen Bezahlung wieder florieren.

Wie anderswo wird der Lockdown auch im Erotikmilieu zu einigen Konkursen führen. Etablierte Betriebe werden verschwinden, neue werden entstehen. Die grosse Frage ist, wie viel von den legalen Strukturen übrigbleibt, die in den letzten Jahrzehnten mühsam aufgebaut wurden. Denkbar wäre auch, dass die Prostituierten dank der Corona-Krise endlich als das anerkannt werden, was sie sind: Freischaffende, die, sofern sie ihre Steuern und Abgaben bezahlen, auch einen Anspruch auf Rechtssicherheit und staatlichen Schutz haben. ○

«Hypermoral dominiert»

Der grüne Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer hat sich über die Parteigrenzen hinweg Respekt erworben. Auch in Corona-Zeiten setzt der Mathematiker auf Fakten statt Moral. Er lobt die Bundeskanzlerin, schätzt die Schweiz und fordert den «risikobasierten» Notfall-Ausstieg. *Von Roger Köppel und Roman Zeller*



«Gegen solche Verengungen wehre ich mich»: Öko-Politiker Palmer.

Herr Palmer, Sie sind der vermutlich bekannteste Bürgermeister von Deutschland – im wunderschönen Tübingen. Wie sieht Ihr neuer Alltag in Zeiten von Corona aus?

Mein Terminkalender ist plötzlich leer. Am Morgen haben wir eine Sitzung im Krisenstab, danach warten E-Mails, Telefonate, praktisch ohne soziale Kontakte. Ich muss schnellere, schwierigere Entscheidungen treffen, auf unsicherer Basis, häufig alleine.

Wie ist die Stimmungslage in der Stadt?

Die Wirtschaft ist gestresst. Selbständige können ihre Rechnungen nicht begleichen. Sie wissen nicht, wie lange die Ausnahme-situation andauert, wie lange sie überleben. Manche haben Angst, verzweifeln. Die gesellschaftliche Situation sehe ich aber positiv. Die Restriktionen werden akzeptiert, die Menschen achten aufeinander, die Kliniken arbeiten fantastisch.

Und Ihr persönliches Befinden?

Mir hilft mein Mathematikstudium. Ich entscheide auf Datengrundlagen, sogar meine Befindlichkeit stütze ich darauf ab. Weil ich unter fünfzig und ohne Vorerkrankungen bin, liegt mein Risiko, mehr

als eine zweiwöchige Grippe zu erleiden, bei nahezu null. Das beruhigt.

Wer bewältigt die Krise am besten?

Südkorea hat es geschafft, die Kurve verblüffend flach zu halten, ganz ohne Shutdown, wie wir ihn haben. Ihre Infizierten isolieren die Südkoreaner perfekt; sie unterbrachen so die Infektionsketten. Sie stecken diejenigen in Quarantäne, die mit dem Virus Kontakt hatten. Die anderen leben weiter, nicht unbehelligt, aber sie halten die Wirtschaft am Leben. Sie greifen auf die GPS-Daten zu und benachrichtigen Personen, die mit Infizierten Kontakt hatten. Das ist zuverlässig, extrem schnell – schneller als das Virus. Das muss unser Ziel sein, bei uns funktioniert das noch von Hand. Wir leben in der Antike.

Wären Sie direkter Berater der Kanzlerin: Wie lautete jetzt Ihre wichtigste Sofortmassnahme?

Die Kanzlerin weiss, wie Testen und Tracken geht. Vielleicht vorweg: Der Shutdown war alternativlos – blödes Wort, ich weiss. Aber wir wussten nicht, wie letal die Pandemie ist. Jetzt, wo alles stillsteht, müssen wir die Zeit nützen, um den Shutdown schrittweise aufzuheben. Ich sehe folgende Strategien:

Erstens: testen, testen, testen. Zweitens: effektive Nachverfolgung mit Freigabe der Handydaten. Drittens: Medikamente, die den Verlauf mildern – wenn die Erkrankung wie eine Grippe durchgestanden werden kann, ist viel erreicht. Viertens: volle Konzentration auf Impfstoffe. Und dann gibt es eine fünfte Strategie: die umgekehrte Isolation.

Was verstehen Sie darunter?

Risikoorientiert auflockern: Die über Sechzigjährigen, Vorerkrankten strikter als heute schützen, während die anderen wieder arbeiten. Gewisse Ältere assoziieren diese Methode mit dem Judenstern. Nur soll hier der Stern Leben retten, und irgendwer muss das Geld für die Rente erwirtschaften, knallhart.

In Ihren Büchern predigen Sie: Erst die Fakten, dann die Moral. Wie informieren Sie sich im Gewirr der Portale und Medien?

Ich meide die sozialen Netzwerke. Da wird nur Panik geschürt. Was ich suche, finde ich leider auch zu wenig in Zeitungen oder dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Wer liefert die besten Corona-Daten?

Statistiker. Ich bin erstaunt, wie präzise und aktuell die Gesundheitsbehörden in Spanien, Italien und Deutschland die Daten aufbereiten.

Steuern wir auf eine Katastrophe zu?

Wir wissen es nicht. Die Letalität kann zwischen 0,1 und 10 Prozent liegen. Der Politiker, der wissenschaftliche Methoden anzweifelt, ist da wirklich nicht hilfreich. Solange politische Fehler eine Vervielfachung der Todesopfer bedeuten können, dürfen Politiker nicht den Rabauken spielen und dann sagen: «Sorry, ich habe mich halt geirrt.» Vorsicht ist jetzt oberstes Prinzip.

In Tübingen gibt es eine Firma, die den US-Präsidenten punkto Impfstoff berät. Wann kommt die Lösung?

Die Firma kann extrem hohe Stückzahlen Impfdosen produzieren, sie arbeitet mit kleinen Mengen. Sie programmiert Zellen um, die das Immunsystem präzise aktivieren, um unmittelbar auf das Virus loszugehen. Die Aussichten, hörte ich, seien gut, diesen Sommer erste Tests zu sehen. Und wenn es wirklich gut läuft, kriegen wir noch dieses Jahr einen Impfstoff; aber das ist optimistisch.

Wie wird das Coronavirus die Welt verändern?

Die Digitalisierung, das Home-Office werden einen Schub erhalten. Für nicht prognostizierbar halte ich, wie wir auf das Spannungsfeld Sicherheit versus Freiheit reagieren. Vielleicht sind wir Opfer unseres Idealismus: Die stark formierten Gesellschaften – China, Taiwan oder Singapur – zeigen sich krisenfester. Unsere Freiheit ist ein Grund, weshalb das Virus frei war, sich auszubreiten.

Werden sich die freien Gesellschaften stärker einbunkern?

Es gibt Fragen, die finde ich spannend: Sollen wir dem Staat mehr Vorsorgerechte gewähren? Mehr Gewicht im Umgang mit Daten? Mehr Autarkie, weniger Globalisierung? Auch: Sollen wir den Berufen an der Front – im Gesundheitssystem, den Kassiererinnen – mehr Wertschätzung entgegenbringen? Vielleicht das Bezahlungsgefüge ändern? Die Pandemie hat viel erschüttert. Und man kann nicht sagen: Alles bleibt so, wie es war. Es ist völlig offen.

Wo liegt in der Corona-Krise der vernünftige Mittelweg zwischen Menschenschutz und Wirtschaftsschutz?

Es stellen sich grundsätzliche Fragen zwischen Humanismus und Utilitarismus. Konkret: Wollen wir Abermillionen ausgeben, um das Leben eines Achtzigjähri-

te Obstbau in Mettmenstetten. Sein Credo war die direkte Demokratie; «diese Bauernversammlungen im Ort», wie er sie beschrieb, haben ihn beeindruckt. Das hat er weitergegeben. Seither bin ich vom Spruch «Sapere aude» überzeugt. Den Verstand nutzen, eigenverantwortlich Dinge in Angriff nehmen, nicht auf den Staat warten, sondern anpacken und einstecken für das, was man für richtig hält – das hat mich geprägt. Hinzu kam: Nach dem Krieg war die Bundesrepublik mit meinem Vater, als Kind eines Juden, noch nicht fertig: Er musste Justizskandale und Verfolgungen hinnehmen, war achtzehn Monate inhaftiert, weil er seine Meinung kundtat.

Ein politischer Dissident.

Eindeutig. Das hat bei mir Widerstandsfähigkeit geschaffen. Wenn ich unter Druck gerate, Parteifreunde meinen Ausschluss fordern, mich gar als Rassisten hinstellen, denke ich seelenruhig: «Ach Gott, ja...» – mein Vater ging für seine Überzeugung ins Gefängnis.

Warum sind Sie zu den Grünen gegangen? Sie wirken nicht gerade wie der typische Vertreter dieser Richtung.

Mein Vater war überzeugter Ökologe, ein Naturkenner und -liebhaber. Wir waren viel draussen. Ich habe mich dann mit den Berichten des Club of Rome beschäftigt, mit

(Lacht.) Das hängt vom Thema, vom Zeitpunkt und von der jeweiligen Gruppe ab, in der ich mich bewege. Mal so, mal so. Wobei: Es sind nur vermeintlich rechte Thesen, die ich vertrete. Ich kann bei mir nichts entdecken, das rechts wäre.

In der Flüchtlingskrise kritisierten Sie die Willkommenskultur. Und bekamen fürchterlich aufs Dach.

Damals wurden Optionen gar nicht diskutiert, weil man sich nicht damit beschäftigen wollte. Es hiess, die Grenzen könne man nicht sichern. Punkt. Dabei sehen heute alle, dass es möglich ist. Genau so verläuft heute die Diskussion um die sogenannte Umkehrisolation: Alte wegschliessen sei unmöglich, heisst es. Man kann doch den Opa nicht von seiner Enkelin trennen. Da entgegne ich: «Dann muss er halt vier Wochen ins Hotel, das ist doch möglich.» Beide Krisen haben Parallelen, in beiden dominiert die Hypermoral. Wer vorschlug, die Grenzen zu schützen, war genauso ein Nazi wie jemand, der heute Ältere isolieren will. Gegen solche Verengungen wehre ich mich. Mit der Wirklichkeit wehre ich mich.

Sie sind jetzt 47 Jahre alt. Wie sieht Ihre Zukunft aus?

Ich bin bis fünfzig gewählt. Im Herbst 2023 finden die nächsten Wahlen statt. Ich halte das für eine gute Option. Ob ich dann noch



Naef

Rohrinnensanierungen | Das Original

GROUP | Schweizweit führend seit 1985



35 Jahre
1985 - 2020

gen ein halbes Jahr zu verlängern? Das ist, was momentan passiert. Das Sterbealter der Corona-Patienten in Italien weicht nur marginal vom normalen Sterbealter ab. Viel schenken wir diesen hochbetagten Patienten nicht, wenn wir sie beatmen, offensichtlich ist uns das Unsummen wert. Aber warum? Gleichzeitig lassen wir zu, dass täglich 15 000 Kinder unter fünf Jahren an Armut sterben. Ist das vernünftig? Ein bewusster Entscheid? Das frage ich mich. Für die Verbesserung der grundlegenden Lebensbedingungen, den Erhalt der Artenvielfalt und die Bekämpfung des Klimawandels würden einige hundert Milliarden jährlich reichen. In der Corona-Krise geben wir ein Vielfaches davon aus.

Reden wir über Sie, Herr Palmer. Sie wuchsen in Geradstetten, Baden-Württemberg, auf. Ihr Vater war Obstbauer, politisch sehr aktiv. Wie hat Sie dies geprägt?

Mein Vater ging nach dem Zweiten Weltkrieg für drei Jahre in die Schweiz. Er lern-

der Tschernobyl-Katastrophe, dem Waldsterben. Anfang der neunziger Jahre war ich überzeugt, meine Generation müsse die Grundlagen unserer Zivilisation erhalten, sonst gehe sie zugrunde. Und dieser Herausforderung gibt nur eine politische Kraft das notwendige Gewicht: die grüne Partei. Daher bleibe ich dabei, trotz den Treibereien gegen mich.

Marktwirtschaft und Ökologie sind keine Gegensätze.

Gar nicht. Als Ordoliberaler weiss ich: Der Markt kann so viel Zerstörung bringen, wie er Gutes schafft. Es braucht daher einen Rahmen, der seit Bismarck sozialer Natur ist. Heute brauchen wir einen ökologischen Rahmen, zum Beispiel mit einem schmerzhaften CO₂-Preis, damit die Luftbelastung aufhört.

Von wem erleben Sie eigentlich mehr Widerstand: von Rechten, weil Sie ein Grüner sind? Oder von Linken, weil Sie rechte Meinungen vertreten?

will und ob die Tübinger mich wollen, ist schwer zu sagen. Aber Tübingen ist so wunderbar. Ich habe keinen Druck, keine Midlife-Crisis, mich nach etwas Anderem umzuschauen.

Sie haben zwei Kinder.

Bald kommt ein drittes.

Gratulation und viel Glück! Was möchten Sie ihnen auf den Weg mitgeben?

Am liebsten wäre mir, meine Kinder lernen, ihren eigenen Weg zu gehen. Und ich wünsche mir, dass Sie sich zuerst vergewissern, wie die Welt wirklich aussieht, bevor sie Entscheidungen treffen.



Boris Palmer: Erst die Fakten, dann die Moral – Warum Politik mit der Wirklichkeit beginnen muss. Siedler. 240 S., Fr. 31.90



«Zwei Gesichter»: Präsidentschaftsanwärter Biden.

Verlockungen der Macht

Der demokratische Spitzenkandidat Joe Biden habe fünf Familienmitgliedern geholfen, sich dank seiner Macht zu bereichern, sagt der amerikanische Bestsellerautor Peter Schweizer.

Auch Sozialist Bernie Sanders sei durch unlautere Methoden zum Millionär aufgestiegen. *Von Urs Gehrig*

Im Zuge des Amtsenthebungsverfahrens gegen Präsident Donald Trump sorgte Peter Schweizer für Aufsehen, als er die Beteiligung von Joe Bidens Sohn Hunter am grössten privaten Gasproduzenten in der Ukraine, Burisma Holdings, sowie einen milliarden-schweren Private-Equity-Handel mit der Bank of China dokumentierte. In seinem neuen Buch «Profiles in Corruption» legt Schweizer weitere Belege dafür vor, wie Joe Biden seiner Familie dank seiner Machtfülle zu lukrativen Einkünften verhalf.

Peter Franz Schweizer zählt zu den führenden Recherchejournalisten der USA, mehrere seiner Werke figurierten auf der Bestsellerliste der *New York Times*. Der Nachfahre von Schweizer Auswanderern – sein Grossvater wohnte bis zu seinem Tod in Zürich – ist Präsident des Government Accountability Institute (GAI). Internationale Bekanntheit erlangte er durch sein Enthüllungsbuch «Clinton Cash» über die finanziellen Verstrickungen der Clinton-Stiftung mit ausländischen Unternehmen.

Schweizer verweist auf einen umfangreichen Quellenapparat von über 1100 Fussnoten, die er in seinem neuen Buch aufführt. «Wir benutzen keine anonymen Quellen», so Schweizer im Gespräch. Sämtliche Recherchen seien durch Unternehmens- und Finanzdokumente sowie Gerichtsakten belegt.

Korruption und Pfründenwirtschaft sind nichts Neues in der Politik. Was macht den Fall Biden besonders delikant?

Jeder weiss, wenn man in der amerikanischen Politik den Nachnamen Bush oder Biden trägt, hat man gewisse ererbte Vorteile. Was in Bidens Fall passiert ist, ist etwas weit-aus Beunruhigenderes als Pfründenwirtschaft, nämlich dass ausländische Entitäten, in diesem Fall die ukrainischen Oligarchen und die chinesische Regierung, versuchten, sich die Gunst und den Zugang zu einem amerikanischen Top-Entscheidungs-träger zu erkaufen, indem sie seinen Familienmitgliedern lukrative Geschäfte anboten. Das ist im Kern das, was ich als legalisierte Korruption bezeichne: Aktivitäten, die nicht unbedingt illegal sind, aber dem Staat und Steuerzahler potenziell grossen Schaden anrichten können.

Bidens Sohn Hunter mit seiner Beteiligung an Burisma Holdings sei nur die Spitze des Eisbergs. Sie sprechen von den «Biden Five» – fünf engen Familienmitgliedern, denen Joe Biden zu lukrativen Deals verholfen habe.

Interessant an Joe Biden ist, wie systematisch und weitreichend er seine Position als Senator und Vizepräsident genutzt hat, da-

mit sich seine Familie bereichern konnte. Bruder James zum Beispiel wird stellvertretender Generaldirektor eines neugegründeten Bauunternehmens, obwohl er keine Erfahrung im Baugewerbe hat. Innerhalb von sechs Monaten landet er grosse Verträge mit der Bundesregierung im Zusammenhang mit dem irakischen Wiederaufbau sowie anderen Bauprojekten, die von der US-Regierung finanziert werden. Dies geschieht in der Zeit, in der Joe Biden als Vizepräsident Barack Obamas eine wichtige Rolle beim Wiederaufbau des Irak spielt.

Sie erwähnen im Buch eine Anekdote über Biden als Amtrak-Senator. Demnach liess Biden, der regelmässig mit der Eisenbahn (Amtrak) von seinem Wohnort Delaware zur Arbeit nach Washington, D. C., pendelte, jeweils den Zug anhalten. Worum geht es da genau?

Wenn Biden sich aus irgendeinem Grund verspätete, liess er den Zug warten, bis er endlich den Bahnhof erreichte. Er konnte dies verfügen, weil sein Sohn im Amtrak-Vorstand sass. Diese Anekdote zeigt Bidens zwei Gesichter. Einerseits gibt er den geselligen Kumpel Joe. Andererseits entwickelt er eine ausgeprägte Fähigkeit, Macht und Einfluss zum eigenen Vorteil zu nutzen. Das kann im kleinen Rahmen sein, wenn er zum Leidwesen der Zugpassagiere den Amtrak anhalten lässt. Und im grossen, wenn er seiner Familie im Ausland lukrative Geschäfte verschafft. Sei es für seinen Bruder Frank in Mittelamerika und in der Karibik, für Bru-



der James im Irak oder für Schwester Valerie, Tochter Ashley oder Sohn Hunter mit Deals in China und der Ukraine.

Als Biden 2019 auf dieses Thema angesprochen wurde, sagte er: «Ich habe nie mit meinem Sohn oder meinem Bruder oder sonst jemandem – auch nicht mit entfernten Verwandten – über ihre Geschäftsinteressen gesprochen. Punkt.»

Sein eigener Sohn, Hunter Biden, widersprach dem Vater in einem Interview, das er dem *New Yorker* gab. Er sagte, dass er mit seinem Vater über das Geschäft in der Ukraine gesprochen habe. Das gilt auch für Bidens Schwiegersohn, der mit einer Firma namens StartUp Health zu tun hat, wo er eine Schlüsselposition hat. Er erzählte, dass sein Schwiegervater, Joe Biden, Treffen mit Barack Obama im Oval Office arrangiert habe, nachdem er mit ihm zuvor die Geschäfte besprochen hatte. Wir haben also zwei Familienmitglieder, die Joe Biden komplett widersprechen. Ausserdem wissen wir über Hunter Biden, dass er mit seinem Vater in der Air Force Two nach China geflogen ist, bevor der Deal mit der Bank of China zustande kam. Die Vorstellung, dass sie viele Stunden in einem Flugzeug sasssen und nicht über Hunters Geschäftstätigkeiten sprachen, ist schlicht unglaubwürdig.

Neben Biden werfen Sie politischen Grössen wie Amy Klobuchar, Elizabeth Warren und Kamala Harris korruptes Verhalten vor. Bernie Sanders sei ein besonders widersprüchlicher Charakter. Der sozialistische Rebell, der es mit Giganten der Wall Street aufnimmt, messe mit anderen Ellen, wenn es um eigene finanzielle Vorteile geht.

Schon ziemlich früh in den 1980er Jahren lässt sich bei Bernie Sanders beobachten, dass er sein jeweiliges politisches Amt zum Wohle seiner Familie nutzte. Als er im Alter von 39 Jahren zum Bürgermeister von Burlington gewählt wurde, schanzte er seiner damaligen Freundin und späteren Ehefrau Jane eine Position in der Stadtverwaltung zu. Dies wurde vom Stadtrat, der von Demokraten geleitet wurde, nicht gebilligt, doch Sanders ignorierte ihn einfach. Als er für den Senat kandidierte, schanzte er seiner Frau Medienverträge zu, mit der das Paar gutes Geld verdiente. Aufschlussreich ist, wie sich sein Kampfslogan veränderte. Bereits in den siebziger Jahren prangerte er an: «Unsere Politik wird von Milliardären

und Millionären dominiert.» 2016 sprach er plötzlich nur mehr von «Milliardären». Warum sprach er nicht mehr von Millionären? Ganz einfach. Er war selber einer geworden. Einerseits dank der Geschäfte seiner Frau. Andererseits durch Buchgeschäfte. Er verkauft eine Menge Bücher, was ihm zu gönnen ist, aber er hat auch Wahlkampfgelder, seine eigenen Wahlkampfgelder, mehr als 500 000 Dollar, für den Kauf von Exemplaren seiner eigenen Bücher verwendet, wodurch er nicht nur seine Verkaufszahlen steigerte, sondern auch den Geldbetrag, den er bei Verträgen kassiert.

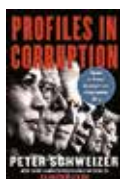
Machtmissbrauch kennt keine Parteigrenzen. Nachdem Trump 2016 die Präsidentschaft gewonnen hatte, übertrug er die Leitung der Trump-Unternehmen seinen Söhnen und sagte, sie würden keine neuen Überseegegeschäfte tätigen. Offenbar taten sie es dennoch, wie zahlreiche Medien feststellten. Hat Trump genug getan, um Regierungs- und Privatgeschäfte zu trennen?

Ich bin kein Anhänger seiner Tochter Ivanka oder seines Schwiegersohns Jared Kushner. Ich denke, es ist ein Fehler, dass die beiden im Weissen Haus arbeiten, ich habe das von Anfang an kritisiert. Als Trump zum Präsidenten gewählt wurde, schrieb ich zusammen mit Barack Obamas ehemaligem Ethik-Zaren einen Artikel in der *Washington Post*. Wir erklärten in mehreren Punkten, was Präsident Trump unserer Meinung nach tun müsste, um eine klare Trennung zwischen seinen persönlichen Finanzen und seiner Rolle als Präsident zu vollziehen. Ich denke, er hat dies weitgehend getan. Das bedeutet jedoch nicht, dass keine Probleme auftreten können.

In Ihrem Buch «Secret Empires» (2018) haben Sie die Sorge geäussert, dass Peking mit der Trump-Familie Geschäfte machen wolle, in der Hoffnung, Donald Trumps Haltung gegenüber China aufzuweichen. Waren Ihre Bedenken gerechtfertigt?

Ich habe bisher nicht feststellen können, dass derartige Geschäfte getätigt worden wären. Aber wir werden weiter beobachten müssen, wie sich die Sache entwickelt.

Das ausführliche Interview mit Peter Schweizer auf: www.weltwoche.ch/International



Peter Schweizer:
Profiles in Corruption – Abuse of Power
by America's Progressive Elite.
Harper Collins. 368 S., Fr. 37.90



Inside Washington

Neue Rivalen

Joe Biden bekommt überraschend Konkurrenz.

Jede Krise schafft einen neuen Star. Das Coronavirus schafft gleich zwei. Aus den Tiefen des Covid-19-Jammertals sind der New Yorker Gouverneur Andrew Cuomo und der kalifornische Gouverneur Gavin Newsom als leuchtende Beispiele für Entschlossenheit und Leadership hervorgetreten – Qualitäten, die der demokratische Spitzenkandidat für das Weisse Haus bisher gänzlich vermissen lässt.

Nur ein Viertel der demokratischen Wähler bekunden bislang grossen Enthusiasmus für Joe Biden. Nun wächst die Begeisterung für Cuomo und Newsom und mit ihr die Hoffnung, einer der beiden möge den glanzlosen ehemaligen Vizepräsidenten im Rennen um die demokratische Nomination beerben. «Es ist durchaus möglich, dass Cuomo Biden als Kandidat ersetzt», sagt der ehemalige Bill-Clinton-*consigliere* Dick Morris. Der dreifache Gouverneur schlägt die Idee in den Wind. Er habe nicht die Absicht, die Nominierung der Partei anzustreben. Eine neue Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Rasmussen Reports von dieser Woche ergab jedoch, dass Cuomo unter Demokraten gleich viel Vertrauen geniesst wie Biden. Mehr als die Hälfte der wahrscheinlichen Wähler der Partei hat nun eine positive Meinung von Cuomo, ein deutlicher Anstieg, verglichen mit den 29 Prozent, die ihm kurz vor den Zwischenwahlen 2018 zusprachen.

Unterdessen erntet Newsom an der Westküste grosses Lob für seinen ruhigen, überparteilichen Umgang mit der Krise. Er war der Erste, der seinem Staat eine freiwillige Abschottung verordnet hat. Der ehemalige Bürgermeister von San Francisco sagte gegenüber CNN: «Es wäre eine Lüge, wenn ich sagen würde, dass er [Trump] nicht auf unsere Bedürfnisse eingegangen sei. Er hat es getan.» Mit 52 Jahren hat der Gouverneur des Golden State viel Zeit, nach der Krone zu greifen. Die Frage ist: Läuft für «Sleepy Joe» die Zeit ab? *Amy Holmes*

«Was alle in Europa tun»

Ungarns Justizministerin Judit Varga wehrt sich gegen die Vorwürfe, ihr Land würde in der Krise die Demokratie aushebeln.

Von Boris Kálnoky

Die ungarische Justizministerin Judit Varga verwehrt sich gegen Vorwürfe, ihr Land habe die Coronavirus-Krise genutzt, um einen zeitlich unbegrenzten Ausnahmezustand zu verhängen oder gar die Demokratie auszuhebeln. «Der Ausnahmezustand – bei uns heisst es «Gefahrensituation» – wird aufhören, wenn die Gefahr nicht mehr besteht. Das ist ein objektives Kriterium», sagte Varga im Gespräch mit der *Weltwoche*. Wann die Epidemie und damit der Notstand enden würden, das werde nicht nur in Ungarn, sondern international «letztlich ziemlich klar sein», so die Ministerin, und fügte hinzu: «Wir sind ja hinsichtlich der Massnahmen der WHO auch mit anderen Ländern in Verbindung.» Rechtlich gesehen, werde der Ausnahmezustand vom Parlament aufgehoben, wenn die «Gefahrensituation» beendet sei. «Das bindet die Regierung. Das neue Gesetz stärkt damit also das Parlament.»

Auf die Frage, warum man nicht einfach eine verlängerbare Zeitgrenze in das Gesetz geschrieben habe, sagte sie: «Warum kann man es nicht andersherum angehen und verstehen, dass eine Befugnis des Parlaments, die Bevollmächtigung der Regierung jederzeit aufheben zu können, eine viel stärkere Garantie ist als eine Zeitgrenze, bis zu der das Land in weiss der Himmel welchem Zustand sein kann?»

«Routinierte Vorgehensweise»

Freilich hat die Regierungspartei Fidesz im Parlament eine Zweidrittelmehrheit; es ist also nicht davon auszugehen, dass das Parlament gegen den Willen der Regierung entscheiden wird. Alle Massnahmen, die im Rahmen des Ausnahmezustands getroffen wurden, «verlieren mit dessen Beendigung automatisch ihre Gültigkeit», betonte die Justizministerin. Es sei natürlich denkbar, dass manche Massnahmen länger Bestand haben müssten – «darüber wird das Parlament entscheiden, aber das wären dann reguläre Gesetze, keine Dekrete».

Entschieden verwehrt sich Varga gegen Behauptungen, durch den Ausnahmezustand sei nun das Parlament «ausgeschaltet». «Da hat die westliche Presse etwas komplett missverstanden», sagte sie. «Ich lese ja schon in Verlautbarungen des Europaparlamentes, dass wir das Parlament ausgeschaltet hätten. Das Parlament

tagt ganz normal weiter, bis zum Ende der Sitzungsperiode am 15. Juni. Jede Menge Gesetzesentwürfe warten auf eine Entscheidung, und ich hoffe, dass alle Abgeordneten gesund und das Parlament funktionsfähig bleiben werden.» Auch die Gerichte und das Verfassungsgericht funktionierten ganz normal weiter. «Die checks and balances bleiben also bestehen.»

Nur dort, wo Sofortmassnahmen nötig sind, «etwa, weil im Interesse der Bürger und der



«Hier geht es um Menschenleben»: Politikerin Varga.

Wirtschaft sofort die Rückzahlung von Kreditraten gestundet werden muss, handelt die Regierung ausserhalb der üblichen Gesetzgebungsverfahren. Die Sondervollmachten sind dafür da und darauf begrenzt.»

Anschuldigungen in der EU und der Europäischen Volkspartei (EVP), Ungarn untergrabe mit seinem Ausnahmezustand die Demokratie, seien «Falschnachrichten» in einer «liberalen Meinungsdictatur», meinte die Justizministerin. «Hier greift eine routinierte Vorgehensweise: Erst werden Falschnachrichten verbreitet – etwa «unbegrenzte Macht» –, dann geht eine heuchlerische allgemeine Empörung los, und am Ende sehen

sich sogar jene gezwungen, sich dem anzuschliessen, die es eigentlich gar nicht so sehen. Das alles ist Ausdruck einer liberalen Meinungsdictatur in Europa. Was diese Leute eigentlich stört, ist, dass es in Ungarn eine konservative Zweidrittelmehrheit gibt.» In Wahrheit tue Ungarn «konkret nur das, was alle anderen Länder auch tun: die Regierung handlungsfähig machen, um das Virus niederzuringen – in dem erforderlichen, verhältnismässigen Ausmass.»

Varga äusserte sich besonders enttäuscht über den deutschen Europa-Staatsminister Michael Roth. Er «rief mich an, war aber gar nicht an Antworten interessiert, sondern wollte nur dokumentieren, dass er seine «Sorgen» geäussert hatte. Vergeblich bat ich ihn, die Passagen im Gesetz zu benennen, die er problematisch fand.»

«Spiegelfechtereien»

«Ich bin empört», sagte Varga und forderte besonders von den Unionsparteien mehr «Mut» und «Solidarität» gegenüber Ungarn. «Warum bringt man uns in diese Lage? Und warum sagen unsere christdemokratischen Freunde, die es eigentlich besser wissen, nicht öffentlich, mutig und solidarisch, dass es nicht so ist wie in den Medien dargestellt? Hier geht es um Menschenleben, aber alle haben offenbar Zeit für solche Spiegelfechtereien.»

Varga warf der Führung der Europäischen Volkspartei vor, in der Krise mit Verlautbarungen gegen Ungarn unnötig Spannungen zu schüren. «Die EVP-Führung erzeugt jetzt absichtlich Spannungen, obwohl das nicht dem entspricht, was die Mehrheit der Mitgliedsparteien will. Ich halte das für ausserordentlich schädlich. Ich verweise auf das, was Ministerpräsident Orbán der CDU-Vorsitzenden Annegret Kramp-Karrenbauer schrieb: «Gerade in Zeiten wie diesen ist es wichtig, unsere Einheit zu wahren.»»

Dass mittlerweile militärische Koordinierungsstäbe in 140 Schlüsselbetriebe geschickt wurden, sei noch nicht Kriegswirtschaft, sagte Varga weiter. «Es geht darum, die lebenswichtigen Unternehmen und ihren Betrieb zu sichern. Die Bürger und die Firmen reagierten sehr positiv auf diese Massnahme. Ich würde da nicht zu viel hineinlesen.»

Schweden macht es wirklich besser

Wir können die Wirtschaft nicht stilllegen, bis wir einen Impfstoff gegen das gefährliche Virus haben. Wir sollten wenn möglich von zu Hause aus arbeiten, die Kinder zur Schule schicken und Kranke und über Siebzigjährige auffordern, soziale Kontakte zu vermeiden, wie Schweden das tut. *Von Björn Lomborg*

Eine wegweisende Studie des britischen Imperial College über die Auswirkungen verschiedener Massnahmen auf die Anzahl Todesfälle hat dazu beigetragen, dass US-Präsident Donald Trump und der britische Premierminister Boris Johnson ihre Meinung änderten, was die Anwendung von Lockdown-Massnahmen betrifft. Die Studie zeigte, dass ohne irgendwelche Massnahmen das neue Coronavirus in Grossbritannien eine halbe Million Menschen umbringen würde und in den USA 2,2 Millionen.

Kluge Massnahmen wie Selbstisolation, Heimquarantäne und Isolation der Gefährdeten würden demnach zu einer Reduktion von 50 Prozent der Todesfälle führen. Das wären aber immer noch eine Viertelmillion Tote in Grossbritannien, weshalb man verständlicherweise in den meisten Gesellschaften entschieden hat, es seien stärkere und umfassendere Massnahmen nötig. Zu der Fülle praktisch weltumspannender drakonischer Massnahmen gehören Grenzschliessungen, Reiseverbote, die Schliessung von Schulen, Konzertlokalen, Restaurants, Bars, Einkaufszentren, Sportanlagen und den meisten Arbeitsstätten.

Leider zeigt die Imperial-College-Studie auch, dass eine erfolgreiche Beschränkung der Infektionen bedeutet, dass nur wenige Menschen dagegen immun sein werden. Würden die Einschränkungen aufgehoben, würde eine zweite Welle die Gesellschaft überrollen und beinahe so viele Tote fordern. Wollten wir also die Zahl der Todesfälle tief halten, müssten wir die sozialen Einschränkungen für den grössten Teil von möglicherweise zwei Jahren aufrechterhalten, während wir darauf hoffen, dass ein Impfstoff gegen das Virus erhältlich wird.

Generation ohne Chancen

Betrachten wir zuerst die Kosten. Die meisten frühen Schätzungen waren gemässigt. Doch die weltweit getroffenen viel strengeren Massnahmen haben eine Kostenexplosion bewirkt. Laut JP Morgan wird die chinesische Wirtschaft im ersten Quartal von 2020 um unerhörte 40 Prozent schrumpfen. Für die USA rechnet Goldman Sachs mit einer Reduktion des Bruttoinlandsprodukts (BIP) von 24 Prozent im zweiten Quartal und Morgan Stanley gar mit einer um 30 Prozent. In den letzten zwei Wochen haben zehn Millionen Amerikaner Arbeitslosengeld beantragt.

Zudem scheinen sich die meisten Regierungen für drakonische Massnahmen zur langfristigen Vermeidung möglichst vieler Todesfälle

entschieden zu haben. Diese werden noch viel, viel mehr kosten. Will China sich wieder öffnen, riskiert es eine zweite Corona-Welle; tut es dies nicht, könnte die wirtschaftliche Kontraktion anhalten oder sich gar verschlimmern. Ökonomen weisen jetzt darauf hin, dass die Kosten anhaltender extremer Massnahmen vergleichbar sein könnten mit den Verhältnissen im Deutschland der zwanziger und der USA der dreissiger

Die Forscher empfehlen keinen kompletten Shutdown, wie er weithin praktiziert wird.

Jahre des letzten Jahrhunderts: gewaltige volkswirtschaftliche Kosten, ein Drittel der Erwerbsbevölkerung ohne Arbeit und eine ganze Generation ohne Entwicklungsmöglichkeiten.

Die beschlossenen Massnahmen lassen sich realistischerweise nicht über viele Monate oder gar Jahre aufrechterhalten. Bereits jetzt zeigt die Ortung von Handys, dass 40 Prozent der italienischen Bevölkerung trotz Ausgangssperren und Lockdowns unterwegs sind. In Frankreich trotzen «Virusrebell» den Verboten, und junge Deutsche veranstalten Corona-Partys und husten ältere Menschen an.

Wenn Shutdowns statt Wochen Monate dauern, wird all das schlimmer werden. Wenn viel mehr Leute zu Hause bleiben, werden Fälle von häuslicher Gewalt zunehmen, ebenso wie Drogenmissbrauch. Bleiben die Schulen geschlossen, schwinden die Fähigkeiten der nächsten Generation dahin. Eine Studie zeigt, dass eine 13-wöchige Schliessung der Schulen die Wirt-

schaft zunächst 8,2 Prozent des BIP kosten würde. Doch je mehr Leute arbeitslos würden und je schlechter es der Wirtschaft ginge, desto weniger könnten wir uns leisten, was auch zu einer schlechteren Gesundheitsversorgung für alle führen würde. Die politischen Folgen dürften übel sein, man denke nur daran, was nach den langwierigen Rezessionen der 1920er und 1930er Jahre kam.

Zerstörung der Wirtschaft

Wir müssen offen über eine Güterabwägung diskutieren zwischen strengeren Shutdowns und einer wirtschaftlichen Katastrophe. Trump drängt verantwortungslos darauf, nach Ostern die meisten Einschränkungen aufzuheben. Das könnte der Wirtschaft kurzfristig helfen, langfristig aber zu der Corona-Katastrophe führen, die die Imperial-College-Studie vorhersagt. Langfristige Shutdown-Massnahmen könnten ihrerseits verheerende Folgen haben: zuerst die Zerstörung der Wirtschaft, und wenn dann die Bevölkerung die Massnahmen nicht mehr unterstützte und die gesundheitlichen Vorschriften nicht mehr befolgte, würde eine gewaltige zweite Corona-Welle ungeheuer viele Tote fordern.

Glücklicherweise sieht die Imperial-College-Studie einen Mittelweg vor. Die Forscher empfehlen keinen kompletten Shutdown, wie er weithin praktiziert wird. Sie sehen vor, dass weiter gelernt und gearbeitet wird, sonstige gesellschaftliche Aktivitäten aber eingeschränkt werden. Dieser Mittelweg entspricht ungefähr dem, was Schweden getan hat: den Leuten empfehlen, wenn möglich von zu Hause aus zu arbeiten, und Kranke und über Siebzigjährige auffordern, soziale Kontakte zu vermeiden. Die meisten Leute arbeiten aber weiter, die Kinder gehen zur Schule, der Grossteil der Gesellschaft funktioniert weiter. Das ist langfristig machbar. Alles stillzulegen, ist es nicht.



Unabsehbare Folgen: Autor Lomborg.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Björn Lomborg ist Präsident des Copenhagen Consensus, Visiting Fellow an der Hoover Institution und Gastprofessor an der Copenhagen Business School.

«Wir bleiben eine Zivilisation»

Der Philosoph Alain Finkielkraut lobt Emmanuel Macrons Kriegsrhetorik, doch zur Herstellung der nationalen Einheit reiche sie nicht. Europa und die Globalisierung seien nicht tot. Dass die Politik das Primat über die Wirtschaft zurückerobere, begrüsst Frankreichs Spitzenintellektueller. *Von Jürg Altwegg*



«Wir sind mit unserem <Globish> am Ende»: Philosoph Finkielkraut.

Danke, es geht mir gut. Ich bin zu Hause, ich habe das Glück, mit meiner Frau eingeschlossen zu sein. Mein Alltag hat sich nicht allzu sehr verändert.» Im Ausnahmezustand mit einem weitgehenden Ausgehverbot liest der 1949 geborene Alain Finkielkraut, Mitglied der Académie française, den 800-Seiten-Roman «The Princess Casamassima» («Die Prinzessin Casamassima») von Henry James. Jede Woche moderiert er im Radio eine Diskussionssendung, in die er die französischen Intellektuellen einlädt. Sie kann gegenwärtig nicht mehr stattfinden: «Manchmal fühle ich mich in diesen Tagen schon ein bisschen verloren.»

«Bis gestern», sinniert der Philosoph am Telefon, «waren wir Nomaden, von der Verwurzelung erlöst und befreit von einer Existenz, die Heidegger als <Dasein> definierte. Wir hielten es zu Hause nicht mehr aus, berauschten uns am Reisen und Überwinden der Distanzen. Die grenzenlose Mobilität hatte die früheren

Modalitäten des Lebens und Denkens abgelöst. Vom Festnetz zum Handy. Die Sesshaften wurden in die Vorgeschichte verbannt. Es gab noch ein paar rückständige Nachzügler, aber sie waren auf dem Weg zur Besserung und <hors-sol> im Begriff, zur universellen Lebensform des Menschen zu werden.»

Von der Rastlosigkeit zum Stillstand

Praktisch über Nacht begann unser Leben, einem «Katastrophenfilm» (Finkielkraut) zu gleichen: «Wir sind nicht mehr permanent unterwegs, sondern eingeschlossen. Von der Rastlosigkeit zum Stillstand. Wir sind zum Daheimbleiben verdammt. Auch die Solidarität hat sich total verändert. Wir dürfen uns nicht mehr vermischen und vermengen. Der neue staatsbürgerliche Imperativ lautet: Distanz halten. Den öffentlichen Raum verlassen. Das ist die neue Brüderlichkeit.» – Finkielkrauts Fazit: «Wir sind mit unserem <Globish> am Ende.»

Alle Theorien und Erklärungsmodelle sind überfordert. Alain Finkielkraut spricht von einem Ereignis, «wie wir es nicht kannten und das nicht voraussehbar war», und weigert sich, aus ihm «voreilige Schlüsse» zu ziehen: «Natürlich entdecken wir ziemlich unvermittelt, dass Grenzen hilfreich sein können. Aber wir brauchen auch die Zusammenarbeit der Ärzte und Wissenschaftler der ganzen Welt, um eine Verteidigung gegen das neue Virus aufbauen zu können.» Schon im Mittelalter, als es keine Globalisierung gab, sei die Pest aus Asien nach Europa gekommen.

Auch den Roman «La Peste» («Die Pest») von Albert Camus hat er wiedergelesen. «Er beschreibt den Krieg als Epidemie. Heute bekämpft Emmanuel Macron die Seuche mit den Idiomen der Kriegsrhetorik.» Der Philosoph hat dafür volles Verständnis. Doch wie die Theorien stossen die Analogien schnell an ihre Grenzen. Die Generalmobilmachung macht die Zeitgenossen noch lange nicht zu Soldaten. «Wir leben im Gegenteil in einer Gesellschaft der exzessiven Individualisierung, in der jeder Appell zur Disziplin als Machenschaft, ja Manipulation der Macht denunziert wird. Die französische Gesellschaft ist gespalten, die Frankophobie breitet sich rasant aus. Wie kann man in dieser Situation zusammenhalten? Zur nationalen Einheit finden?»

Wegen der Fokussierung auf das Virus werde die Bedrohung von aussen, die in Kriegszeiten den Zusammenhalt stärkt, vernachlässigt: «Wir haben auch menschliche Feinde, die uns den Tod oder zumindest den Untergang wünschen, zum Beispiel den Sultan am Bosphorus und die Dschihadisten. Wir sollten das nicht vergessen.»

Den fehlenden Zusammenhalt im Innern illustriert Finkielkraut mit zwei Beispielen: «Auf die Aufforderung, zu Hause zu bleiben, haben die bessergestellten Bourgeois in den Städten mit ihrer Abreise reagiert. Sie verabschiedeten sich in ihre Ferienhäuser auf dem Land oder am Atlantik. Auf die Gefahr hin, dass damit das Virus noch stärker verbreitet wird. Von den Einheimischen wurden sie feindlich empfangen. Rimini war nach der Flucht vieler Mailänder zu einem Zentrum der Ansteckung geworden.»

«Corona gilt als Krankheit der Weissen»

Genauso heftig wie den unverantwortlichen Egoismus der Oberschicht kritisiert Finkielkraut die ideologische Disziplinverweigerung

in den Banlieues: «Corona gilt als Krankheit der Weissen. Der Drogenhandel geht ohne Einschränkungen weiter. Polizeikontrollen zur Einhaltung der Massnahmen münden in Auseinandersetzungen. Trotz den permanenten Ansammlungen wagen es die Gemeindepräsidenten nicht, nächtliche Ausgangssperren zu erlassen. Weil ihnen die Mittel zu deren Durchsetzung fehlen. Die Aufrufe zur nationalen Einheit verhallen ungehört. Aber sind wir überhaupt noch eine Nation?»

So wenig wie das Ende der Globalisierung will Finkielkraut, der nie ein Feind des Nationalstaats war und sich zu den Werten der weltlichen Republik bekennt, den Tod der EU verkünden: «Ich weiss es nicht, ich kann es nicht beurteilen. Natürlich vernehme ich diesen Diskurs, aber ich kann ihn nicht verstehen. Nein, Europa wird nicht zusammenbrechen. Es ist nicht möglich, so zu argumentieren. Die Frage interessiert mich auch gar nicht, nicht jetzt.»

Epidemie als Erfindung

Es ist die Stunde der Abrechnung mit dem Internet und den europäischen Intellektuellen: «Sie werfen den Regierenden vor, entweder zu spät gehandelt zu haben oder mit übertriebenen Massnahmen zu reagieren.» Der französische Philosoph Robert-Walter Redeker macht Macron für Todesfälle verantwortlich, die sich nach Ansteckungen am 15. März in den Wahllokalen ereignet hätten. Giorgio Agamben und Peter Sloterdijk werfen der Regierung vor, eine banale Grippe zur Epidemie hochzuspielen und die totale Überwachung durch den Staat zu organisieren.

«Agamben spielt sich als Schüler von Hannah Arendt auf», empört sich Finkielkraut: «Er hat einen grauenhaften Artikel veröffentlicht, in dem er die Epidemie als Erfindung bezeichnet. Mit ihr werde der Ausnahmezustand, den

man mit dem Terrorismus als Vorwand eingeführt habe, zur Normalität. Und die beiden Religionen würden zum Virus schweigen: die Kirche und der Kapitalismus, das Christentum und die Religion des Geldes.» Agamben stellt die Gefährlichkeit des Virus in Frage und wirft der Gesellschaft vor, ihre «politischen und ethischen Werte aufzugeben»: «Er schreibt das in einer Zeit, in der die italienischen Zeitungen täglich zehn bis zwölf Seiten Todesanzeigen publizieren.»

Der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk empfiehlt im französischen Nachrichtenmagazin *Le Point*, besser Boccaccios «Decamerone» zu lesen als «La Peste». Macron rät er zu einer «pazifistischen Rhetorik»: «Manchmal führt

«Die grenzenlose Mobilität hatte die früheren Modalitäten des Lebens und Denkens abgelöst.»

man den falschen Krieg. Der Kampf gegen ein Virus hat nichts mit einer militärischen Mobilmachung zu tun.» Sloterdijk: «Die Pest hat den Aufstieg Europas nicht verhindert, und das tausendmal harmlosere Coronavirus wird jenen Chinas nicht stoppen.»

Agamben und Sloterdijk – dessen unsäglichen Jargon und technokratisches Vokabular Finkielkraut unterstreicht – kritisieren die Massnahmen als Versuch, eine totalitäre «neue Ordnung» (Sloterdijk) zu errichten. Finkielkraut bringt die theoretischen Ausschweifungen der beiden Philosophen als «Foucaults Diktatur der Biopolitik» auf den Punkt. «Zynisch» nennt er Sloterdijks Kritik an der Schliessung der Schulen: «Kinder mögen ungefährdet sein, aber sie übertragen die Krankheit. Das 20. Jahrhundert hat uns gelehrt, dass die Dummheit nicht das Gegenteil der Intelligenz ist. Es gibt eine Dummheit der



*Man sieht,
dass es Spektakel gibt,
Wenn man sich
durcheinander liebt.*

Intelligenz und die Dummheit der Intellektuellen, die ausschliesslich in Systemen denken. Bei allem, was dem Menschen geschieht, hat der Mensch seine Hand im Spiel. Man stelle sich vor, die besserwisserischen, arroganten Kritiker würden an die Stelle der Regierungen treten: Dann hätten wir zum Albtraum der Epidemie auch noch das Grauen schlechthin.»

Nein zum Nihilismus

Die Regierenden in Europa lobt Alain Finkielkraut für die Rückeroberung des «Primats der Politik über die Wirtschaft». Sie stellen die Gesundheit aller über das Geld, «und dafür sollten wir ihnen dankbar sein». Sie haben andere Prioritäten gesetzt: Sie wollen die Schwächsten und die Verwundbarsten retten. Die «unnützen Mäuler», sagt Alain Finkielkraut: «Man hat uns zur Genüge eingetrichtert, dass 98 Prozent der Covid-19-Kranken geheilt werden.

Das Leben eines Greises ist so viel wert wie jenes eines Menschen im Vollbesitz seiner Kräfte. Solange wir dieses Prinzip hochhalten, hat der zeitgenössische Nihilismus nicht endgültig triumphiert. Wir bleiben eine Zivilisation.» Damit wäre zumindest der humanistische Dichter und Denker Albert Camus einverstanden. ○

Die tägliche Nachrichtensendung der *Weltwoche*

WELTWOCHEN
daily

**Unabhängig.
Kritisch.
Gut gelaunt.**



www.weltwoche.ch/daily

DIE WELTWOCHEN



Als ob Michelangelo über sich hinausgewachsen wäre: Ursula Andress in Werbeaufnahmen für den ersten Bondfilm «Dr. No» (1962).



Ikone der Woche

Die ewig Göttliche

Von Michael Bahnerth

Manchmal, ganz selten nur und rarer als das Edelweiss, wächst in der Schweiz Göttliches, ein Wesen, das scheint wie aus einer anderen Sphäre, der 19. März 1936 war so ein Tag und Ursula Andress, die Schauspielerin, solch ein Gewächs. Kam hier zur Welt als Kind eines Deutschen und einer Schweizerin, knospte in Ostermundigen mit fünf Geschwistern in einem grossen Haus, in dem es, wie zu dieser Zeit üblich, streng, aber gerecht zugegangen sein soll. Aber als sie mit sechzehn Jahren anfang zu blühen, schien zu wenig Sonne in der Schweiz, damit sie sich zu unbeschreiblicher Pracht entfalten konnte.

Ursula ging nach Paris, um sich in den schönen Künsten zu finden und zu tanzen, später nach Rom, wo ihr Künstler zu Füssen lagen. Sie fing an zu schauspielern, und es spielte keine Rolle fast, was sie spielte, weil ihr Antlitz alles überstrahlte und ihr Körper schien, als ob Michelangelo über sich hinausgewachsen wäre. Sie liess Rom hinter sich, zog weiter der Sonne entgegen, kam nach Hollywood, lernte den Regisseur John Derek kennen und James Dean und entschied sich für Derek, den sie heiratete, und dann, nach Jahren als Miss Derek, kam der Moment, in dem sie zur Göttin für den Rest dieser Zeit auf dieser Welt wurde.

Alles, was sie tat, war, im Film «James Bond – 007 jagt Dr. No» in einem weissen, irgendwie drängenden Bikini, mit einem Gurt um die perfekte Hüfte, in dem ein Messer steckte, einer Muschel in jeder Hand und von diamantenen Wassertropfen übersät, aus dem seichten Wasser des Laughing Waters Beach in Jamaika zu steigen, nein, eher zu schweben. Was vielleicht auch daran lag, wie sie später erzählte, dass der Sand voller kleiner, spitzer Korallensplitter war, die das Laufen schmerzhaft machten. Als der Sand weg war von ihren Füssen und sie wieder festen Boden unter sich hatte, war sie eine Ikone, wegen ihrer Freizügigkeit eine Heldin der gerade beginnenden Frauenbewegung, das erste Bond-Girl und ein Männertraum. Sie gewann Preise, sie drehte noch weitere Filme, aber die waren kaum der Rede wert, zeitweise nannte man sie «Ursula Undress». Sie zeigte sich im *Playboy*, sie war die Partnerin und Geliebte von Jean-Paul Belmondo, sie wurde Mutter, sie wurde älter, ihre Schönheit bekam Falten, ihr Charisma nicht.

Vor ein paar Tagen ist sie 84 Jahre alt geworden, in Rom, alleine. Es gehe ihr nicht so gut, seit Wochen würde sie das Bett hüten, Schmerzen in Arm und Schulter, Osteoporose, und wenn sie nach vorne blicke, sehe sie sich, so sagte sie der *Glückspost*, manchmal in einem Sarg und wie sie sich von allen mit einem «Ciao, ciao» verabschieden würde.

Der Zug des Virus durch den Körper

Wie andere Erreger ist auch das neuartige Coronavirus ein Opportunist: Es wartet ab und hofft auf seine Chance. Wenn es sie bekommt, schlägt es zu. Blitzschnell – und manchmal tödlich. *Von Wolfgang Koydl*

Am Anfang hat es das Virus gar nicht eilig. Es ist geduldig, denn es weiss, dass es irgendwann zum Zuge kommen, dass es letzten Endes den Wirtskörper infizieren wird. Der wird ihm dabei sogar unfreiwillig helfen.

Denn wie jedes andere Virus ist auch der Erreger von Covid-19 ein Opportunist. Es wartet lange auf seine Chance, doch sobald sie sich ihm bietet, schlägt es zu – blitzschnell, gnadenlos und manchmal leider eben auch unumkehrbar und tödlich.

Vor Stunden schon ist es in den Körper gelangt, zusammen mit ein paar hundert Artgenossen. Das ist eine verschwindend kleine Zahl im Zellen-Universum des menschlichen Organismus, nicht mehr als eine kleine Raumpatrouille in den Weiten des Weltalls. Doch aus diesem kleinen Trupp kann schnell eine Myriaden-Armee werden.

Wenn die Zahl der Virenvorhut gering ist, lässt dies für den Befallenen hoffen. Tests mit Aids-, Sars- und Pockenviren haben ergeben, dass die Heftigkeit einer Erkrankung und damit auch die Sterblichkeitsrate der Patienten wesentlich davon abhängt, wie viele Viren bei der Erstinfektion in den Körper gelangt sind. Auch beim neuen Coronavirus könnte es sich so verhalten. Darauf deutet die Tatsache hin, dass der Krankheitsverlauf bei medizinischem Personal, das mit einer grösseren Menge an Erregern in Kontakt kommt, oft heftiger verläuft als bei anderen Patienten.

Ohne fremde Hilfe geht nichts

Das Virus bewegt sich mittlerweile durch Nase oder Mund des Wirtes. Höchstwahrscheinlich ist es eingeatmet worden, zusammen mit unsichtbaren Partikeln, die ein Infizierter beim Niesen, Husten oder nur beim Sprechen ausgestossen hat.

Solange es auf sich allein gestellt ist, kann das Virus keinen Schaden anrichten, denn es hat keine Reproduktionsorgane und kann sich nicht vermehren. Streng genommen sind Viren keine Lebewesen, sondern angesiedelt in einer die Vorstellungskraft sprengenden Zone zwischen toter Materie und lebendem Organismus.

Dennoch will es sich, wie alles in der Natur, fortpflanzen. Doch dazu braucht es eine menschliche Zelle. Mit seinen stacheligen Knubbeln an der Aussenhaut gleitet das Coronavirus an der Mundschleimhaut entlang. Irgendwann geschieht es: Es hakt sich an einer Zelle fest. Von nun an wird es nicht mehr lockerlassen.

Doch Schaden kann es immer noch keinen anrichten. Dazu muss es die Zellmembran durchbrechen und ins Innere der Zelle eindringen. Hierfür braucht es fremde Hilfe, und die bringt ihm ausgerechnet der Organismus, den es befallen hat: der Körper mit dem Enzym Furin.

Start zum Gegenangriff

Enzyme sind so etwas wie die Zündkerzen des Körpers. Sie sind chemische Verbindungen, die alle Prozesse im Körper befeuern, steuern und beschleunigen. Ohne Enzyme käme alles zum Erliegen: der Stoffwechsel, der Blutfluss, die Immunabwehr, ja sogar die Vervielfältigung des Erbgutes.

Furin hat die Aufgabe, bestimmte Proteine nach ihrer Erzeugung gleichsam anzuknippen, damit sie ihre Tätigkeit aufnehmen können. Dazu zwackt es dem Protein einen Teil seiner Aminosäurenkette ab.

Dummerweise kann Furin jedoch nicht zwischen Freund und Feind unterscheiden – und aktiviert damit unwissentlich auch das Coronavirus. Ähnlich verhält sich Furin bei den Erregern von Ebola, Aids oder Anthrax. Seitdem 2003 die Struktur des Enzyms entschlüsselt wurde, konnten für diese Krankheiten Medikamente entwickelt werden, mit denen die Aktivierung der Proteine durch Furin unterdrückt wird. Dies ist der Grund, weshalb bei der Debatte um eine mögliche Behandlung von Covid-19 auch Ebola-Arzneien erwähnt werden.

Doch so weit ist die Medizin noch nicht. Wie der Mensch bei einem Computervirus öffnet das Enzym die Schad-Datei und lässt so den Corona-Geist aus der Flasche. Jetzt kann

das Virus in die Zelle eindringen und sein Zerstörungswerk beginnen.

Zellen sind die Grundbausteine des Lebens und erfüllen verschiedene Aufgaben. Ihr wichtigster Zweck ist es jedoch, sich selbst zu vermehren. Genau in diesen Prozess greift nun das Virus ein: Es übernimmt den Zellkern und damit quasi die Kommandozentrale der Zelle. Der neue Auftrag lautet: Jetzt vermehrest du mich.

Die Zelle gehorcht und produziert Abertausende von exakten Kopien des Virus. Sie verlassen die Wirtszelle und suchen neue Zellen, die abermals Kopien herstellen. Diese neuen Viren verlassen den Rachenraum – wo sie als erstes Symptom der Erkrankung für Halsschmerzen gesorgt haben – und wandern die Bronchien hinunter in die Lunge, wo sie Husten, Atemnot und schliesslich eine Lungenentzündung auslösen können. Doch es dauert, bis der Mensch erste Symptome bemerkt. Bei Covid-19 beträgt die Inkubationszeit, die Zeit zwischen der Infektion und den ersten Anzeichen einer Erkrankung, im Schnitt fünf Tage.

Der Körper ist dem Grossangriff der Viren jedoch nicht hilflos ausgeliefert. Längst ist das Immunsystem alarmiert und zum Gegenangriff übergegangen (*Weltwoche* Nr. 14/20). Späher, Killer, Biochemiker, Analysten – alle zur Verfügung stehenden Truppen wurden in Marsch gesetzt, um den Eindringling möglichst rasch unschädlich zu machen, bevor er irreparable Verwüstungen anrichtet.

Das Mückenstich-Prinzip

Dies ist der Zeitpunkt, zu dem der infizierte Mensch beginnt, sich krank zu fühlen: Fieber, Gliederschmerzen, Husten oder Halsschmerzen werden nicht von den Viren erzeugt, sondern sind die spürbaren Konsequenzen der Kämpfe, in die das Immunsystem verstrickt ist. Der Husten, mit dem Schleim aus der Lunge hochgebracht wird, enthält etwa tote Lungenzellen, die weggeräumt werden müssen, bevor sie die Atemfähigkeit behindern.

Die schlagkräftigste Waffe des Immunsystems ist das Fieber. Mit erhöhter Temperatur erreicht unser Organismus zwei Ziele auf einen Schlag: Zum einen tötet es Viren ab, die keine hohen Temperaturen vertragen (weshalb Grippe-Epidemien oft im Frühling abklingen); zum anderen funktioniert unser Immunsystem besser bei einer höheren Betriebstemperatur.



*Sie hat nichts und du desgleichen;
Dennoch wollt ihr, wie ich sehe,
Zu dem Bund der heil'gen Ehe
Euch bereits die Hände reichen.
Kinder, seid ihr denn bei Sinnen?
Überlegt euch das Kapitel!
Ohne die gehör'gen Mittel
Soll man keinen Krieg beginnen.*



Aus dem kleinen Trupp kann schnell eine Armee werden.

Fieber ist ein Zeichen für eine Entzündung. Entsteht sie auf der Haut, können wir sehen, wie sie abläuft. Ihre vier Kennzeichen hat schon der römische Arzt Celsus beschrieben: *rubor* (Rötung), *calor* (Wärme), *tumor* (Schwellung) und *dolor* (Schmerz). Die Blutgefäße werden erweitert, damit sie besser durchblutet und obendrein durchlässiger werden für den Austritt von Blutplasma und Immunzellen ins Gewebe. Mit Schwellung und Schmerz will der Körper verhindern, dass der betroffene Körperteil unnötig bewegt wird.

Entzündungen im Inneren des Körpers nehmen im Prinzip denselben Verlauf. So wie bei einem harmlosen Mückenstich geht auch hier das Immunsystem in den meisten Fällen als Sieger aus dem Kampf gegen den Erreger

Sind die Bläschen verstopft, kommt der Sauerstoffaustausch zum Erliegen.

hervor. Selbst eine schwere Grippe ist bei einem nicht durch Vorerkrankungen geschwächten oder sehr alten Patienten nach etwa einer Woche ausgestanden – mit nichts anderem als Bettruhe, viel Flüssigkeit und Aspirin.

Chaos in allen Organen

Doch nicht immer nimmt die Krankheit ein glimpfliches Ende. Dringt das Coronavirus tiefer in die Lunge ein, wirft ihm das Immunsystem noch mehr Killerzellen entgegen – und schießt dabei über das Ziel hinaus. Statt mit Scharfschützen feuert es mit der Panzerfaust auf den Feind – und richtet damit schwere Kollateralschäden unter gesunden Zellen an.

Das schwächste Glied in der Kette sind hier die sogenannten Alveolen – hauchfeine Bläschen, die an den äussersten Verästelungen der Lunge sitzen. Sie geben den Sauerstoff ins Blut ab, den wir eingeatmet haben, und nehmen Kohlendioxid aus dem Blut auf, das wir ausatmen.

Die von Killerzellen getöteten, infizierten Lungenzellen verstopfen diese feinen Bläschen, und irgendwann kommt der Sauerstoffaustausch zum Erliegen. In einem geschwächten Körper kann es den Corona-Erregern darüber hinaus gelingen, in die Blutbahn zu gelangen. Damit steht ihnen der Weg offen zu allen Organen – Leber, Niere, Milz, Magen-Darm-Trakt, Bauchspeicheldrüse. Und überall können sie neue Zellen kapern und dazu zwingen, Kopien des Feindes herzustellen.

Die Folge ist ein Totalzusammenbruch des Organismus, ein septischer Schock. Der Blutdruck stürzt ab, die Lungen transportieren keinen Sauerstoff, die Nieren reinigen kein Blut, die Leber versagt.

Corona hat ein weiteres Opfer gefordert.

Pop-Grossmacht Albanien

Die Balkan-Zwergstaaten Albanien und Kosovo bringen erfolgreiche Musikerinnen hervor. Wie das? Wer von dort kommt, hat keine Chance – also ergreift man sie.

Von Mark van Huissing

Wenn eine Popsängerin oder Rapperin blond ist und, auch abgesehen von der Haarfarbe, ziemlich genau dem entspricht, was man vor Erfindung der #MeToo-Bewegung «Männerfantasie» nannte, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass es sich bei der Künstlerin um eine Albanerin respektive eine Kosovarin handelt. Das könnte ein wenig stereotyp und undifferenziert? Stimmt. Darum genauer: dass es sich bei der Künstlerin um eine junge Frau handelt, deren Familie vor zwanzig bis dreissig Jahren aus Albanien respektive dem heutigen Kosovo auswanderte, nach Amerika, Grossbritannien oder in die Schweiz.

Rita Ora, Dua Lipa, Bebe Rexha, Ava Max oder Loredana: Das sind fünf Frauennamen, die einem was sagen, falls man sich für Popkultur interessiert und/oder Kinder im Alter von zwölf bis zirka achtzehn Jahren hat. Fünf Beispiele sind fast doppelt so viele, wie es normalerweise braucht, damit Journalisten von einem «Phänomen» respektive «Trend» schreiben und die «Immer mehr»-Wendung benutzen dürfen. Also: Albanien ist nicht bloss ein kleines, armes, südosteuropäisches Land, in dem es Blutrache gibt, sondern auch ein Pop-Phänomen. Das Kosovo, wo grossmehrheitlich Albaner leben, ist nicht nur ein korrupter *failed state*, sondern auch ein Herkunftsort wichtiger Vertreterinnen des Trends. Immer mehr Biografien von Musikerinnen, die weltweit erfolgreich sind, lassen sich dorthin zurückverfolgen.

14,5 Millionen Franken Vermögen

Jetzt der Crashkurs für Leute, die nicht vertraut sind mit dem Genre und keine Zwölf- bis Achtzehnjährigen zu Hause haben: Rita Ora, 29, Britin kosovarischer Herkunft, hatte mehrere Nummer-eins-Hits in Grossbritannien und Amerika, hauptsächlich Kooperationen zwischen ihrer süssigen Stimme und dem bestverkaufenden Pop von Coldplay oder kommerziell erfolgreichem House des DJs Calvin Harris; ihr Vermögen soll bei 12 Millionen Pfund (14,5 Millionen Franken) liegen.

Dua Lipa, 24, dito, etwas weniger hohe Charts-Platzierungen, etwas weniger grosse Musikpartner, etwas düstererer Sound («Dark Pop», Stilrichtung Billie Eilish), macht ziemlich viel weniger Kohle, 3 Millionen Dollar (2,9 Millionen Franken).

Bebe Rexha, 30, Amerikanerin mit Familie aus Albanien, boxt in der Dua-Lipa-Liga, 4 Mil-



Immer mehr: Rita Ora



Düstererer Sound: Dua Lipa



Sonnig-sehnsüchtig: Bebe Rexha.



«Sweet but Psycho»: Ava Max.



Antiheldin aus Emmenbrücke: Loredana.

lionen Dollar Vermögen angeblich (Quelle: Famousbirthdeaths.com), obwohl ihre Lieder zur sonnigen oder sehnsüchtigen Sorte zählen.

Ava Max, 26, ebenfalls Amerikanerin mit Familie aus Albanien, hatte bisher eine Solo-Nummer-eins in Grossbritannien, Deutsch-

land, der Schweiz; in Amerika erreichte ihr «Sweet but Psycho» heissendes Stück, das möglicherweise die Sängerin treffend beschreibt, Hitparaden-Platz zehn, so soll bisher eine halbe Million Dollar Vermögen zusammengekommen sein.

Bleibt Lokalheldin Loredana, 24 und eigentlich Loredana Zefi heissend beziehungsweise Aliu nach Heirat mit dem Rapper Gramoz «Mozzik» Aliu. Mittlerweile sind die beiden

getrennt, geschäftlich sowie romantisch; von ihm, einem der seltenen männlichen Musikstars kosovarischer Herkunft, ist nicht mehr viel zu hören. Eigentlich ist die kosovarische Deutschrapperin aus Emmenbrücke mehr eine Antiheldin, bekannter womöglich beim breiten Publikum für ihre «Betrugsmasche» (Wikipedia), mit der sie zwei kleine Leute um

den erstaunlichen Betrag von 600 000 Franken gebracht haben soll, als für «Eiskalt» oder «Kein Plan», Stücke ihres Debütalbums «King Lori». Ihr Flow ist professionell, die sprachliche Qualität der Texte dagegen überschaubar. Was aber für eine «Künstlerin», die auf dem Bilderkanal Instagram mindestens so gefragt ist wie auf der Musikvideo-Abspielstation Youtube, ein vernachlässigbares Problem zu sein scheint.

Sink or swim-These

Was könnte eine Erklärung dafür sein, dass die beiden zurückgebliebenen Zwergstaaten – zusammen 4,6 Millionen Einwohner, also weniger als die Deutschschweiz – eine verhältnismässig hohe Dichte an musikalischen (oder wenigstens im Showgeschäft marktfähigen) Talenten aufweisen? Vielleicht die *sink or swim*-These: Wer von dort kommt, hat keine Chance. Also ergreift man sie.

Während in der Schweiz eine Möchtegernmusikerin, der es nicht läuft, ins Büro arbeiten gehen und sich ein angenehmes Leben verdie-

nen kann, muss die Albanerin/Kosovarin sich künstlerisch durchsetzen. Andernfalls ihre beruflichen Optionen, verkürzt und vereinfacht, Bettlerin beziehungsweise Ehefrau eines Verbrechers sind; die Arbeitslosigkeit in den beiden Ländern beträgt im Schnitt rund 30 Prozent, bei jungen Menschen ist sie höher. «Im Kosovo ist die organisierte Kriminalität die Staatsform», sagt ein Mitarbeiter des deutschen Bundesnachrichtendienstes im Zusammenhang damit, dass 80 Prozent des nach Westeuropa geschmuggelten Heroins aus dem Kosovo stammen. Albanien wiederum ist der grösste Marihuana-Produzent unseres Kontinents. Auf der Weltbank-Liste der Wirtschaftsleistung von 193 Ländern liegt es auf Platz 123 mit 15 000 Dollar Bruttoinlandsprodukt pro Kopf (2018). Noch weiter hinten, auf Rang 146, befindet sich das Kosovo mit 7900 Dollar pro Kopf.

Der Haken an der Theorie: Bei den beschriebenen Musikerinnen handelt es sich um Secondas, das heisst, ihre Eltern mussten schwimmen, um nicht unterzugehen, haben das Land verlassen und anderswo ein besseres Leben ge-

Ihre Eltern haben das Land verlassen und anderswo ein besseres Leben gefunden.

funden. Möglicherweise hängt die Kraft des kreativen Outputs auch mit der speziellen Lage der Vater- und Mutterländer zusammen. Nehmen wir zum Vergleich Irland und Kanada: Der kleine beziehungsweise der bevölkerungsarme Nachbar des ehemals grossen Vereinigten Königreichs respektive der mächtigen Vereinigten Staaten von Amerika brachten einen Haufen Dichter, Denker und, vor allem, Sänger hervor.

Kosovaren ihrerseits waren unterdrückt in ihrem Teil Serbiens, obwohl sie die Mehrheit bildeten, und die Region war eine ungeliebte Ecke Jugoslawiens. Albanien stand lange Zeit alleine da, suchte in der Not sogar die Nähe zum fernen China; die Eltern der Popsängerinnen/Rapperinnen gehören zu der Generation, die das Volksvermögen in komische Schneeballsysteme «investierte», bis plötzlich nichts mehr im Land war, stattdessen sehr viel auf den Schweizer Bankkonten einiger Betrüger.

Der amerikanische Journalist und Autor P. J. O'Rourke, der Ende des vergangenen Jahrhunderts die Welt bereiste, um für sein Buch «Eat the Rich» über die Gründe zu recherchieren, weshalb manche Länder reich sind und andere bloss «Plätze, die stinken», fasste das albanische Modell nach dem Zusammenbruch der Schneeballsysteme und in der Folge der staatlichen Institutionen in zwei Worten zusammen: «Bad Capitalism».

Dieser schlechte Kapitalismus, so sieht's aus, hat zwei Jahrzehnte später verhältnismässig viele gute Pop- und Rap-Musikerinnen hervorgebracht. Oder jedenfalls viele sexy Mädchen.

Phänomene

Free Joe!

Er ist momentan *everybody's* Lieblings-Durchgeknallter: Joe Exotic, 57, Ex-Besitzer des Privatzoos Greater Wynnewood Exotic Animal Park in Oklahoma, USA. Von Gion Mathias Cavelti

Globale Berühmtheit erlangt hat er dank der siebenteiligen Netflix-true crime-Doku-Serie «Tiger King: Murder, Mayhem and Madness».

Der Tiger-King: Das ist er, Joe Exotic, geborener Joseph Schreibvogel, jetziger korrekter Nachname: Maldonado-Passage (Passage ist der Nachname seines zweiten Ehemannes und Maldonado jener seines ersten, der sich vor laufender Überwachungskamera aus lauter Blödheit/Bekifftigkeit selbst eine Kugel in den Kopf geschossen hat, wie ebenfalls in der Doku zu sehen respektive zu hören ist. Mit fünf Männern war Joe übrigens insgesamt verheiratet, allerdings nur mit den letzten beiden rechtmässig).



176 Tiger: «Tom Dooley»-Joe.

So kann's gehen

Joe sitzt gerade für 22 Jahre im Gefängnis. Tja, so kann's gehen. Vor vier Jahren rechnete er sich noch Chancen aus, Präsident von Amerika zu werden. Aber dann kam dieses und jenes dazwischen (respektive: dieses und jenes überbordete endgültig).

Dieses und jenes – das beinhaltet im Prinzip alles, was es auf der Welt an Abweichung von der Legalität / sozialen Norm / gutem Geschmack gibt. Und eigentlich ist es langweilig, das aufzuzählen. Konsum von harten Drogen (von Kokain bis Crystal Meth)? Check. Exzessives Mit-Waffen-und-Dynamit-Herumhantieren? Yes, sir! Produzieren von eigenen Country-Songs (mit Titeln wie «Here, Kitty Kitty»)? Yippie! Tragen eines richtig üblen, blondgefärbten Vokuhilas? You bet!

Wobei der Hauptgrund nicht ganz vergessen werden sollte, warum Joe letztlich verurteilt wurde: Er hat zweimal versucht, Auftragskiller für die Ermordung einer ihm verhassten «Tierschützerin» («Tierschützerin» in dicken Anführungszeichen, siehe Doku) anzuheuern. Diese sass ihm nämlich wegen seines Privatzoos im Nacken. Womit wir dort angekommen wären, wo es richtig weh tut.

Besagter Privat zoo: ein sektenähnliches Refugium für *misfits* der unglaublichsten Sorte, Faktoten für ihren Wohltäter Joe, der sie

am Tiefpunkt ihres Lebens aufgelesen und angestellt hatte.

Freakshow beendet

150 Dollar zahlte er ihnen pro Woche aus; dazu gab er ihnen ein Dach über dem Kopf und liess sie sich grosszügig aus Trucks bedienen, die eigentlich für die Tiere bestimmte, abgelaufene Fleischwaren aus Supermärkten anlieferten (er selbst soll Millionär geworden sein, unter anderem durch den Verkauf von Tigerwelpen, für die er 2000 Dollar pro Stück verlangt haben soll).

176 Tiger (andere Quellen sprechen gar von 225 Tigern) sollen sich auf dem Gelände zeitweise getummelt haben – und Joe hielt sich mit Vorliebe mitten unter ihnen auf. Für viele zahlende

Besucher waren nicht die Wildkatzen die Attraktion, sondern Joe Exotic, der selbstverliebte, grössenwahnsinnige, cholerische Sonnenkönig seines bizarren Reichs.

Alles vorbei, «Tom Dooley»-Joe ist weggesperrt, die Freakshow ist beendet, der Zirkus hat die Stadt verlassen, und man könnte sich wieder anderen Themen zuwenden. Aber irgendwie fühlt man tief in sich drin: *sympathy for the tiger king*. Hat er denn seine Tiger nicht abgöttisch geliebt? Nun, offenbar nicht wirklich – immerhin hat er fünf Stück eigenhändig erschossen.

Und die Tränen, die er in der Doku wegen seiner Tiere vergiesst? Angeblich bloss *fake tears*. Seine Songs? Gar nicht von ihm selbst eingesungen.

Verzweifelt googelt man, um etwas Positives zu finden. Aber man stösst nur auf Schlagzeilen wie «Joe Exotic ist <kategorisch rassistisch>, und <verstörende> Beispiele seiner Bigotterie wurden aus der Serie weggelassen, behaupten die Regisseure von <Tiger King>» (Quelle: *Daily Mail* online).

Na, wenn das wirklich so ist und kein Fünkchen Gutes in dem Mann steckt – versuch's nochmals mit der Wahl zum Präsidenten, Joe! Vieles würde im Erfolgsfall garantiert normaler und angenehmer. Roarr!



Tragische Unfähigkeit des Regimes: Symbolfigur Doktor Li.

Zeitfragen

Ibsen in Wuhan

Ein Drama des norwegischen Dichters Henrik Ibsen von 1882 erinnert uns an die Ursünde der heutigen globalen Pandemie: die Unterdrückung der Meinungsfreiheit in China. *Von Russell A. Berman*

Grosse literarische Werke der Vergangenheit können Anlässe sein, um über aktuelle Verhältnisse nachzudenken. Jetzt, da das Wuhan-Virus unter uns ist, eignet sich kein Werk besser als Henrik Ibsens Drama von 1882, «Ein Volksfeind», mit seinem laserscharfen Blick auf grundlegende Fragen von Macht und Korruption, Wissenschaft und Massenbetrug. Natürlich werden auch in anderen Klassikern die Auswirkungen von Seuchen erörtert, von Albert Camus' «Die Pest», worin Krankheit zur politischen Allegorie wird, bis zum «Tod in Venedig», worin Thomas Mann die Vermischung von Ansteckung und moralischem Zerfall untersucht.

Doch mehr als jeder andere erinnert uns Ibsen mit seinem Drama aus dem 19. Jahrhundert an die Ursünde der heutigen globalen Pandemie, nämlich an den Moment, als ein heldenhafter chinesischer Arzt, Li Wenliang, die Welt vor einer nahenden Bedrohung zu warnen versuchte - und mit der repressiven Macht des chinesischen Staats und dessen herrschender Kommunistischer Partei kollidierte. Ibsen hilft uns, zu verstehen, was geschah, als die Wissenschaft der Macht die Wahrheit zu sagen versuchte.

Redefreiheit und Wissenschaftsgeist

Bevor wir zu Ibsen kommen, rufen wir uns noch einmal in Erinnerung, was vor noch nicht langer Zeit geschah, als das Virus erst ein lokal begrenztes Phänomen war. Der wahrscheinlich erste Fall trat am 17. November in der Provinz Hubei auf; daraus wurden bis Ende Dezember rund 200 Patienten, vor allem aus der Stadt Wuhan. Damals informierte Doktor Li eine

Chat-Gruppe von Arztkollegen darüber, dass eine neue Lungenkrankheit, die Ähnlichkeit mit Sars habe, sich ausbreite und Quarantänemassnahmen nötig mache. Weil die Sars-Epidemie vor allem in China noch in schmerzlicher Erinnerung war, verbreitete sich diese Nachricht schnell. Statt den medizinischen Notstand auszurufen, beschuldigten die Behörden Li, er verbreite Gerüchte, wodurch mehrere kostbare Wochen verstrichen, während denen die Beweise für eine Ansteckung von Mensch zu Mensch geleugnet wurden. Erst nachdem Millionen Menschen die Metropole bereits verlassen hatten, um das Mond-Neujahr zu feiern, waren die Behörden bereit, den Notstand auszurufen und über Wuhan eine Ausgangssperre zu verhängen; doch zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Krankheit bereits überallhin verbreitet. Am 1. Februar wurde Li positiv auf das Virus getestet. Am 7. Februar starb er daran.

In China und in aller Welt ist Li zur Symbolfigur für die Bedeutung von Redefreiheit und Wissenschaftsgeist geworden, während sein Schicksal gleichzeitig das repressive Wesen des kommunistischen Regimes deutlich gemacht hat. Er ist zu etwas Ähnlichem wie dem «Tank Man» geworden, dem auf einem Foto festgehaltenen mutigen Demonstranten, der sich 1989 auf dem Tiananmen-Platz gewehrt hatte gegen die Niederschlagung der Proteste durch die Volksbefreiungsarmee. Er erinnert auch daran, wie viel Zeit verschwendet wurde, während welcher man die Seuche hätte eindämmen und andere Länder vorwarnen können. In einem bemerkenswerten offenen Brief bezeichneten führende chinesische Ärzte und Juristen Li als «Opfer der unterdrückten Redefreiheit» und

erklärten: «Die Chinesen sind gezwungen worden, ihre Freiheit zugunsten der Sicherheit aufzugeben, und jetzt sind sie Opfer einer Krise des öffentlichen Gesundheitswesens und dadurch weniger sicher denn je.» Ihre Schlussfolgerung ist eindeutig: «Wo es kein Recht auf freie Meinungsäußerung gibt, gibt es auch keine Sicherheit.»

Obstruktion durch die Behörden

Die kommunistische Diktatur Chinas hat der Welt diese Pandemie beschert. Was hat Ibsen dazu zu sagen? «Ein Volksfeind» spielt in einer kleinen norwegischen Stadt. Im Zentrum steht der Badearzt Thomas Stockmann, der sich lange für die Eröffnung eines Kurbads starkgemacht hat, das den Einwohnern des Ortes grossen Wohlstand brachte. Im ersten Akt erfährt er, dass das Wasser des Kurbads verseucht ist, was gefährliche Infektionen nach sich ziehen könnte, es sei denn, es würden kostspielige Umbauten vorgenommen. Er will die Öffentlichkeit informieren und glaubt, er werde als Held gefeiert werden dafür, dass er die Stadt vor einer Katastrophe bewahrt habe. Doch er stösst auf unüberwindbaren Widerstand seitens des Stadtvogts, seines eigenen Bruders Peter, dem es einzig um den Schutz der Investitionen in das Kurbad und um den erwarteten Profit geht. Weil überall Opportunismus grassiert, die Presse heuchelt und «die verfluchte, kompakte Majorität» der Bevölkerung sich gedankenlos konform verhält, wird die Wahrheit unterdrückt und Stockmann als Volksfeind angeprangert.

Im Lauf seines Konflikts mit den Mächtigen lernt Stockmann eine Menge. Er hat nicht nur

wie Li eine gefährliche Bedrohung der Volksgesundheit entdeckt, diese öffentlich zu machen versucht und ist dann auf Obstruktion durch die Behörden gestossen. Er hat auch Einblicke bekommen ins Wesen repressiver Systeme, und diese Erkenntnisse passen hundertprozentig auf die Diktatur in Peking, die für die Pandemie verantwortlich ist: «Die Entdeckung, dass unsere sämtlichen geistigen Lebensquellen vergiftet sind, dass unsere ganze bürgerliche Gesellschaft auf dem verpesteten Boden der Lüge ruht.» Ibsens prophetische Macht und gegenwärtige Bedeutung wird noch deutlicher, wenn der Arzt erklärt: «Eine Partei, die ist wie eine Fleischhackmaschine; darin werden alle Köpfe zu einem Brei zerrieben.»

Der wahre Volksfeind

Stockmann überlegt kurz, in Amerika ein freies Leben zu suchen, kommt aber zum Schluss, dass wohl überall bedrückender Konformismus die Oberhand habe. Er findet seine Stärke in radikalem Individualismus und sozialem Pessimismus: «Der stärkste Mann hier auf dieser Welt, das ist der, der ganz für sich allein steht.» So also sieht das zum Schluss ein Freiender mit einem Hang zu Nietzsche.

1989 drehte der indische Regisseur Satyajit Ray den Film «Ganashatru», eine Adaptation von «Ein Volksfeind», die in Bengalen spielt. Sie folgt der Vorlage im Wesentlichen, nur gehört das verseuchte Wasser hier nicht zu einem Kurbad, sondern zu einem Hindutempel, weswegen Wissenschaft und Religion in Konflikt geraten. Im Gegensatz zu Ibsens düsterem Schluss endet der Film etwas hoffnungsvoller: Junge Anhänger des Arztes scharen sich um ihn, sehen eine bessere Zukunft kommen und einen Sieg über die Mächte der Unterdrückung.

Sogar in diesen düsteren Tagen der Pandemie passt Rays Optimismus zu den Neuigkeiten aus China: Millionen Chinesen erklärten sich als Anhänger Lis, obschon dort das Internet streng überwacht und zensiert wird; ausserdem sind Berichte über Unzufriedenheit mit der Kommunistischen Partei Chinas weit verbreitet. Während sich Peking darum bemüht, angesichts des Covid-19-Debakels das Gesicht zu wahren, macht ihm sein unbeholfener Umgang mit Whistleblowern einen dicken Strich durch die Rechnung. Wegen der tragischen Unfähigkeit des Regimes, den Bedürfnissen der Volksgesundheit gerecht zu werden, und seiner anhaltenden Verlogenheit ist man in China und in aller Welt zwangsläufig zum Schluss gekommen, dass Xi Jinping und sein Zentralkomitee die eigentlichen Volksfeinde sind.

Russell A. Berman ist Walter-A.-Haas-Professor für Geisteswissenschaften an der Universität Stanford und Senior Fellow an der Hoover Institution. Zuvor war er als leitender Berater im Planungsstab des Aussenministeriums der Vereinigten Staaten tätig. Aus dem Amerikanischen von Thomas Bodmer

Literatur

Varianten der Verführung

Männer nötigen die Frauen, suggeriert die #MeToo-Bewegung. Ein Blick in die Geschichte belegt, wie viel komplizierter das Leben ist.
Von Rolf Hürzeler

Der Schweizer Künstler Johann Heinrich Füssli hatte eine Stalkerin. Sie bombardierte ihn mit Briefen, sie lauerte ihm auf, wo immer es ging. Sie war überzeugt, dass der fast zwanzig Jahre ältere Füssli der Mann ihres Lebens sei. Denn er glaubte genauso wie sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts an die Errungenschaften der Französischen Revolution. Die Stalkerin hiess Mary Wollstonecraft (1757–1797), und ihr Opfer war Henry Fuseli, wie ihn die Engländer nannten, ein angesehener Künstler und Mitbegründer der Royal Academy an Londons Piccadilly. Auch Wollstonecraft war – trotz ihrer ländlichen Herkunft – in den besseren Gesellschaftskreisen eine bekannte Frau.

Der 31-jährige britische Historiker Clement Knox erinnert in seinem neuen Buch «Strange Antics» an die Stalkerin Wollstonecraft und ihr Opfer Fuseli. Die Episode illustriert laut Knox trefflich, wie vielfältig die Geschichte der Versuchung ist. «Die traditionelle Sichtweise setzte die Verführung mit Machtlosigkeit gleich», schreibt der in London lebende Autor mit Oxford-Abschluss. Sein Buch liest sich wie eine Antithese zur #MeToo-Bewegung. Denn es stürzten sich nicht nur Männer wie Tiere auf unschuldige Frauen, wie das Beispiel von Mary Wollstonecraft belegt. Im Gegenteil, diese Frau liess sich nicht einschüchtern in ihrem Bestreben, Fuseli zu erobern, und verfolgte ihn hartnäckig.

Da irritierte es ihre Zeitgenossen, dass sie Bücher wie «A Vindication of the Rights of Woman» («Verteidigung der Frauenrechte») 1792 geschrieben hatte, in denen sie die Gleichstellung der Geschlechter propagierte und ein Plädoyer für die selbstbestimmte Liebe hielt. Doch trotz ihrer Entschlossenheit liess sich Henry Fuseli von der jungen Frau nicht verführen. Er war mit seiner Frau Sophia, einer Schauspielerin – anscheinend glücklich –, verheiratet, was Wollstonecrafts Begehren keineswegs dämpfte. Im Gegenteil, die Frauenrechtlerin war so von ihrer Liebe überzeugt, dass sie Fuselis Sophia eine Ménage-à-trois vorschlug. Wenig überraschend lehnte diese empört ab und belegte die Nebenbuhlerin mit einem Hausverbot.

Revolution war Männersache

Diese aus Wollstonecrafts Sicht kleinliche Reaktion bekräftigte sie in der Überzeugung, dem Zeitgeist voraus zu sein. Also machte sie sich in das revolutionäre Frankreich auf, wo sie

die selbstbestimmte Liebe zu finden hoffte. Dabei verkannte Wollstonecraft, dass diese Revolution Männersache war. Die Jakobiner sahen in den Frauen nur Verderbnis: «Sie hielten es mit Rousseau, dass der Einfluss der Frauen die Monarchie korrumpierte», schreibt Knox. Eine wunderbare Legitimation, um etwa Marie-Antoinettes Kopf abzuschlagen. So fand Mary Wollstonecraft auch in Paris ihr Glück nicht. Sie geriet an den Amerikaner Gilbert Imlay, dem die impulsive Frau bald auf den Geist ging und der sie daraufhin verliess.

Das amouröse Pech der Frauenrechtlerin war ein Glück für die Weltliteratur, wie sich Jahre später zeigen sollte. Sie kam nach einer weiteren Liaison mit ihrer Tochter Mary nieder. Die Mutter überlebte die Geburt zwar nicht, aber das Kind wuchs unter den Fittichen des Vaters, des Philosophen William Godwin, zu einer Schriftstellerin heran – Mary Shelley. Sie schrieb während ein paar regnerischen Tagen im Sommer 1816 in der Villa Diodati in Cogny am Genfersee ihren Roman «Frankenstein» nieder und wurde damit weltberühmt.



Clement Knox:
Strange Antics – A History of Seduction.
Harper Collins. 416 S., Fr. 35.90

Anzeige

Und ich sah einen andern Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen, allen Nationen und Stämmen und Sprachen und Völkern. Und er sprach mit grosser Stimme: Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre; denn die Stunde seines Gerichts ist gekommen! Und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und die Wasserquellen!

Und ein zweiter Engel folgte, der sprach: Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die Grosse; denn sie hat mit dem Zorneswein ihrer Hurerei getränkt alle Völker.

Und ein dritter Engel folgte ihnen und sprach mit grosser Stimme: wenn jemand das Tier anbetet und sein Bild und nimmt das Zeichen an seine Stirn oder an seine Hand, der wird von dem Wein des Zornes Gottes trinken, der unvermischt eingeschenkt ist in den Kelch seines Zorns, und er wird gequält werden mit Feuer und Schwefel vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm. Und der Rauch von ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht, die das Tier anbeten und sein Bild und wer das Zeichen seines Namens annimmt.

Offb 14, 6f

Interessant? Lies Bibel. Forsch im Original.

Mein Garten Eden

Der eigene Garten war schon immer eine Oase des privaten Glücks. Jetzt, in Zeiten faktischer Ausgangssperre, erhält der Freiraum rund ums Haus eine noch umfassendere Bedeutung als Rückzugsort. *Von Andreas Honegger*

Wir leben in einem Haus, das vor rund hundert Jahren gebaut wurde. Bevor wir es für unser Leben umbauten, war das Erdgeschoss praktisch fensterlos: Keller, Waschküche und Trockenraum. Die Wohnräume waren im ersten Stock – oder Hochparterre – untergebracht, der Garten diente weitgehend der Einfahrt und dem Zugang zur Garage auf der anderen Seite des Hauses. Offenbar ein damals ganz normales Schema: Wohnen war das eine, der Garten das andere. Der Aussenraum war ein Ort, um allenfalls bei warmem Wetter Wäsche zu trocknen, in guten Lagen ein Gemüsebeet anzulegen oder sich einige Obstbäume zu halten. Mit kleinen Kindern hat man im Freien gespielt oder an heissen Tagen unter einem Baum ein Bier getrunken. Dann aber hat man sich rechtzeitig wieder in die eigenen vier Wände zurückgezogen.

Mit dem Garten auf Tuchfühlung

Jetzt leben wir praktisch immer im einstigen Kellergeschoss, in engstem Kontakt mit dem Garten. Hier haben wir unsere Wohnräume und die Wohnküche eingerichtet. Fenster bis zum Boden geben nun den Blick frei auf den Garten – unser wichtigstes Freizeitvergnügen. Und sobald es die Sonne zulässt, leben und essen wir draussen, bei unseren Freunden, den Pflanzen, den Fischen im Teich und den Kröten, die derzeit ihre Laichschnüre um die Wasserpflanzen wickeln. Gartenausstellungen, -bücher und -magazine sind in den letzten Jahren zu Tippgebern geworden, wie man den Garten zum grossen Wohnzimmer umgestalten kann. Selbstverständlich gehört da auch eine Infrastruktur dazu: ein Gartengrill, oft eine ganze Freiluftküche, ein Pizaofen oder doch mindestens ein Green Egg, damit Familie und Gäste kulinarisch verwöhnt werden können. Am Abend leuchten Spots die Bäume aus oder Kerzen in romantischen Lampen schaffen ein wohnliches Ambiente.

Unglaubliche Weite auf kleinem Raum

Wir wussten eigentlich immer, welch grosses Privileg ein Garten ist, und wir arbeiten in jeder freien Minute, um das kleine Paradies noch schöner zu machen. Nun aber, gefangen in der staatlich verordneten Quarantäne, bietet der Aussenraum trotz seiner sehr bescheidenen Dimensionen eine unglaubliche Weite eines vielfältigen Erlebnisraums, der einem die Stadt, die Cafés, die Restaurants, die Läden, das

Reisen und das Kulturangebot weitgehend zu ersetzen vermag.

Nur eines vermissen wir im Frühling dennoch: die Gärtnereien. Im Winter – zumal wenn er bei uns überhaupt noch stattfindet – pflegen wir unsere Liebhabereien mit der Lektüre von Gartenbüchern und Pflanzenkatalogen, aber auch mit der Betrachtung von ellenlangen Reportagen über Traumgärten in Belgien, Frankreich und England. Dabei sind wir immer ausgerüstet mit einem Notizblock, um die schönsten Neuentdeckungen in der Welt der Botanik dann in der Gärtnerei, im Gartencenter, aber auch auf Spezialitätenmärkten in Frankreich, Italien und Deutschland einzukaufen. Platz für die vielen Neuerwerbungen haben wir eigentlich seit langem nicht mehr, aber es gibt immer eine Lösung: Töpfe und Tröge oder der Ersatz langweiliger Pflanzen durch spannendere. In diesem Frühling wird mangels Gelegenheit wohl wenig Neues dazukommen. Wir geniessen derweil die Blütenpracht in unserem luxuriösen Gefängnishof und freuen uns jedes Mal, wenn uns ein Ton im Telefon daran erinnern will, dass wieder ein längst abgesagter Termin hätte stattfinden sollen.

Selbstversorgung bleibt ein Wunsch

Im vergangenen Jahr haben wir erstmals auf einer Terrasse im Kübel Kartoffeln angebaut; jetzt natürlich wird das Experiment wiederholt, und wir träumen davon, uns ein paar

In der Quarantäne geniessen wir die Blütenpracht in unserem luxuriösen Gefängnishof.

Hühner zu halten, um immer frische Eier zu haben, ohne durch die Desinfektionsschleusen der Grossverteiler zu müssen. Nun, für die autarke Versorgung bräuchten wir wohl einen Bauernhof und keinen kleinen Vorstadtgarten, aber Träumen ist ja wohl noch erlaubt. Meine Frau möchte am Morgen von einem krähenden Hahn geweckt werden, was wohl sofort die ganze Nachbarschaft in Aufruhr brächte in Zeiten, in denen Kirchen- und Kuhglocken und 5G-Antennen schon Revolutionen entfachen. Aus dem gleichen Grund müssen wir leider auch auf Frösche im Teich verzichten, die ebenso märchenhaft wie lärmig wären – kulinarische Hintergedanken haben wir bei Letzteren natürlich nicht.

Wer übrigens denkt, jeder Garten eigne sich für den Gemüseanbau, kann sich von unseren Erfahrungen eines Besseren belehren lassen. Gemüse braucht viel Sonne – und wir leben umgeben von grossen Bäumen, die uns auch im Garten eine gewisse Intimität verschaffen und den Blick auf andere Häuser abschirmen. Leider haben einige grosse Baumarten die un gute Eigenschaft, ihre Wurzeln über viele Quadratmeter auszudehnen und dort für viele andere Pflanzen zu einer fast unüberwindbaren Konkurrenz zu werden. «Wurzeldruck» nennen das die Fachleute.

Wir als Laien haben zu Füssen der grossen Bäume prächtige Gemüsebeete mit hervor-



Dauerkampf gegen die Reiher, die uns die Fische

ragender, nährstoffreicher Erde angelegt und optimistisch unsere Salatköpfe, Fenchel, Radieschen, Kohl und Spargel angepflanzt. Trotz Gemüsedünger und ausreichenden Wassergaben wollte der Salat keine Köpfe machen, der Sellerie und die Randen keine Knollen, der Kohl wurde nicht rund, und der Fenchel blieb ein mageres Gebilde. Irgendwann realisierten wir bei der Neubepflanzung der Beete, dass die benachbarten Thujen von unten gewaltige Wurzelgeflechte in die «gute Gemüseerde» gemacht hatten und sich an deren Nährstoffen gütlich taten. Wir bauten ein Vlies an, um sie daran zu hindern, aber sie durchdrangen es mühelos. Nichts half. Und so pflanzten wir Azaleen und Rhododendren, die man zwar nicht essen kann, die aber hervorragend gedeihen.

Wachsende botanische Sammlung

Vielleicht war ja die Erfahrung mit dem vor sich hin kümmernden Gemüse einer der Auslöser unserer Sammelleidenschaft für interessante Pflanzen. Auch mit den Beet-Rosen

hatten wir nie wirklich Glück. Unsere alte, eher saure Gartenerde war nicht das, was die Rosen wollten. Rosenbeete haben gern eine lehmhaltige Erde, die sie im Boden festhält und auch Feuchtigkeit speichern kann. Kletter- und Rambler-Rosen haben sich prächtig entwickelt. Sie haben die Hausfassade und die Bäume erobert, und im Mai blüht es rund ums Haus. Wenn man in der Horizontalen wenig Platz hat, versucht man halt, den Garten in die Vertikale zu erweitern. Glyzinien und Banks-Rosen, Clematis, Jasmin und Reben, sie alle streiten sich heute um die Hausfassade – und bilden einen grünen Dschungel, der viel attraktiver ist als Putz, Beton oder Ziegelsteine.

Den Rest des Gartens haben wir mit vielen Teichen belebt und mit Pflanzen, die lieber mit saurem Substrat zugange kommen: Funkien, Lilien, Farne und Freilandorchideen verwandeln nun weite Teile unseres Gartens in einen verwunschenen Wald. Und da, wo die Sonne ausreichend scheint, gedeihen mediterrane Pflanzen: Olivenbaum, Lorbeer,



*Wer möchte diesen Erdenball
Noch fernerhin betreten,
Wenn wir Bewohner überall
Die Wahrheit sagen täten.*

Stein- und Korkeiche, winterharte Zitrusarten, Mittelmeer-Schneeball, Erdbeerbaum, Rosmarin und Lavendel geben uns das Gefühl, dauernd in den Ferien zu sein. Kamelien, Magnolien und viele Duftpflanzen ersetzen uns heute den Wunsch nach einem Gemüsegarten, prächtigen Rosenbeeten oder farbenfrohen *mixed borders*.

Das Anwachsen der Pflanzensammlung darf allerdings nicht so überhandnehmen, dass die diversen Sitzplätze gefährdet werden: Der kleine Tisch mit den zwei Stühlen, da, wo am Morgen die Sonne hinkommt und wir Kaffee und Frühstücksei genießen, ist ebenso sakrosankt wie der grosse Esstisch vor der Küche, der für Mittag- und Nachtessen ideal ist: Hier scheint die Sonne, wenn der Storen nicht für Schatten sorgt, und hier hält das Haus jeden kühlen Abendwind ab. Die Liegestühle «möblieren» den Rasen, und eine bequeme Lounge lädt auf einer Terrasse vor dem Schlafzimmer für das Bad in der Sonne und zum Schlafen, wenn die Hitze im Sommer im Haus unerträglich zu werden droht.

Schwimmteich als Dauerthema

Als «Grüne» – im Herzen, nicht im Hirn – kam für uns ein Swimmingpool mit blauen Kacheln nie in Frage. Es musste ein Schwimmteich sein, bei dem weder Chemie noch Filteranlage, sondern die Pflanzen allein das Sauberhalten des Wassers übernehmen. Die Wasserfläche als belebendes Element ist wunderbar, und wir würden um keinen Preis auf unseren Teich verzichten. Wir müssen aber ehrlicherweise zugeben, dass er uns zu einem andauernden Kampf zwingt. Die Algen leben immer wieder auf, weil im Winterhalbjahr immer Blätter und damit Nährstoffe ins Wasser kommen. Das mehrmalige Absaugen der Algen in jedem Jahr ist mühsam. Wir haben schon viele Methoden ausprobiert, um ihr Wachstum zu stoppen, aber sie gehören nun mal ganz entscheidend zum Leben im Wasser. Ohne sie, nebenbei bemerkt, hätte sich ja auch gar kein Leben auf der Erde gebildet. Dazu kommt ein Dauerkampf gegen die Enten, die sich bei uns niederlassen, und die Fischreiher, die uns die Fische klauen wollen. Dafür beehrt uns hier und da ein Eisvogel mit seiner Präsenz – und dem mögen wir gern einige kleine Modertierchen gönnen.



klauen wollen.



Fast verliebt

Schluss machen

Von Claudia Schumacher

Doch, mein Ernst!», sagt Maxim bei einem Glas Wein auf Facetime. Gerade hat er mir eine eigenartige Geschichte erzählt:

Maxim hat sich zuletzt mit Sarah getroffen. Er fand sie hübsch, fragte sich aber: «Fehlt es an Charakter – oder ist sie nur schüchtern?» Obwohl er verknallt war, verfestigte sich der un-gute Eindruck. Es fehlte an Reibungsfläche. Eigene Impulse setzte sie nicht. Also beendete er die Beziehung. Sarah weinte. Mein Cousin aber sagt: «Am Ende des Trennungsgesprächs nahmen wir uns in die Arme, und sie meinte noch, ich sei ein wunderbarer Mensch.» Ein Ende mit grosser Zugewandtheit?

«Leider musste ich es beenden», sagt er. «Aber wie jeder Mensch kann ich versuchen, den Schaden zu begrenzen.» Dazu müsse man sich den Raum geben, den sicheren Entschluss zu fassen. Er habe sich bei Sarah drei Abende Zeit genommen. Allein. Nachdenken. «Klarheit ist zentral. Die kriegt man nur in der...äh...*Isolation*, blödes Corona-Wort», redet er weiter.

Als Nächstes müsse man sich wappnen für den Sturm. Jedes Gespräch verlaufe letztlich gleich: Die andere Person tue so, als sei eine Trennung der irrste Vorschlag – unabhängig von der Vorgeschichte. «Das muss man erwarten. Entscheidend ist, auf Angriffe oder Angebote nicht einzugehen – sondern stoisch bei dem Punkt zu bleiben: «Wir passen definitiv nicht zusammen. Ich bin auch nicht der richtige Partner für Dich.» Das ist der Leuchtturm in der Schlacht.»

Das Ziel: «Je weniger das Ego der Frau beschädigt wird, desto eher spart sie sich den Terror danach – sowohl die Selbstzerfleischung als auch den Angriffskrieg.» Er habe Sarah zuerst angerufen, um sich mit ihr zum Spaziergang zu verabreden. Als Schlussworte wählte er: «Ich wünsche mir, dass du nicht nach Hause gehst und anfängst, auf dich selber loszugehen. Wir sind einfach zu verschieden. Aber du bist ein wunderbarer Mensch.» Letztlich habe ihr diese Freundlichkeit gutgetan – und sie erwiderte sie. «So hat man zumindest alles getan, was in der eigenen Macht steht. Ich hoffe, sie spart sich den Angriff auf sich selbst tatsächlich», sagt Maxim erstaunlich einfühlsam. «Sie hat sich jedenfalls nicht mehr gemeldet.»



Adrenalinfördernder Voyeurismus: «Zero Zero Zero».

Knorrs Kultur

Monströs-brutales Schmierentheater

Nach «Gomorra» wurde «Zero Zero Zero», ein weiteres Werk des Mafia-Aufklärers Roberto Saviano, zum fulminanten Serien-Drama. Von Wolfram Knorr

Inmitten wuchtiger, zerklüfteter Berge, schwarzer Schluchten, krallenartiger Grate kommt ein grauhaariger Herr mit zerfurchtem Gesicht aus seiner Höhle gekrochen, um sich mit seinem Enkel und anderen Getreuen zu treffen. Don Minu ist der capocrimine der kalabresischen 'Ndrangheta, und mit einem kühnen Deal drängt er zurück ins Geschäft: 5000 Kilo Koks aus Monterrey (Mexiko) nach Kalabrien, in die Hafenstadt Gioia Tauro, zu schmuggeln. Sein Enkel Don Stefano (Giuseppe De Domenico), kalt und glatt wie ein Granitblock, hintertreibt den Plan. Mit düster-dämonischer Wucht, wie die Geburt des Bösen, beginnt die achteilige Serie «Zero Zero Zero», nach dem gleichnamigen Buch von Roberto Saviano («Gomorra»). Es geht um das weltweit vernetzte Kokain-Geschäft, von der 'Ndrangheta über die blutigen Exzesse an der mexikanischen Basis bis zum aalglatten Business in den Glastürmen der US-Metropolen, wo alles business as usual ist.

Savianos Recherche ist eine Mischung aus Essays, Reportagen, Polemik und Geschichte, aus Anklage und der bösen ökonomischen These, die gewaltigen Gewinne des Narco-Geschäfts hätten letztlich die Finanzkrise 2008/09 vor einem definitiven Absturz bewahrt – eine Behauptung, die auch Don Winslow in seinem Drogen-Opus «Jahre des Jägers» ähnlich zur Sprache bringt. Nachdem «Gomorra»

erfolgreich für Kino und TV dramatisiert worden war, griff sich das Team Stefano Sollima, Leonardo Fasoli und Mauricio Katz nun auch Savianos globale Kokain-Analyse. Natürlich mussten (auch hier) die von Saviano mit Recherchen, aber emotionaler Wucht abstrakt verknüpften Zusammenhänge in personalisierte Erzählung umgesetzt werden. Drei Erzähl-Ebenen werden geschildert, die mit einer raffinierten Dramaturgie (Vorgriffe und Rückblenden) sich aufeinander zubewegen und verknüpft werden: die kalabresische 'Ndrangheta-Sippe um Don Stefano; das mexikanische Kartell der Brüder Enrique (Victor Hugo Martin) und Jacinto Leyra (Flavio Medina), das in Monterrey (Mexiko) das Koks in Hinterhöfen säuberlich parzelliert und in Paprikaschoten-Konserven abpackt. Eine rücksichtslose mexikanische Antidrogeneinheit, die Leyras Geschäft mit blutigen Razzien heimsucht, und der zutiefst gläubige wie ebenso korrupt-brutale Corporal Manuel Contreras (Harold Torres), der alles hintertreibt, um selbst den grossen Reibach zu machen, und schliesslich die feine Reeder-Familie aus New Orleans. Edward Lynwood (Gabriel Byrne), Tochter Emma (Andrea Riseborough) und Bruder Chris (Dane DeHaan), an der Huntington-Krankheit leidend, organisieren und transportieren mit ihren Containerschiffen die brisante Ware über Umwege in den kalabresischen Hafen – zumindest ist das der Plan.

Der Titel «Zero Zero Zero» bezieht sich auf die Qualität des Stoffs, und ein dreifaches Zero charakterisiert höchste, reinste Qualität. Als ging's um ein edles Geschäft, über dessen Modalitäten man nur in den feinsten Fress-Tempeln verhandeln kann, parliert Lynwood mit Kartell-Grössen. Was in den Tiefen der Vororte und Slumviertel, den dreckigen, menschenverachtenden Hinterhöfen passiert, ehe das feine Koks auf den Weg gebracht wird, interessiert die global agierenden Unternehmer nicht die Bohne. Es sind diese mit überwältigender visueller Kraft und rigoros ins Bild gebrachten Kontraste, die der Serie ihre emotionale Wucht geben. Mit sinnlichem, schmissigem Zugriff, an den italienischen Neorealismus anknüpfend, inszeniert Stefano Sollima ohne moralischen Zeigefinger, greift vielleicht zu viel nach adrenalinförderndem Voyeurismus – von wilden Jagden durch schmale Gassen und an Marktständen vorbei bis zu Metzereien von Unschuldigen und Kindern –, entblösst aber auch die skrupellose Robustheit, Raffgier und Kälte des Business von unten bis oben. Ein gieriges, monströses, obszönes Schmierentheater (auf Sky). ★★★★★☆

Weitere Tipps

The Outsider — Was tun mit einem Mann, der einen bestialischen Mord beging, es aber nicht gewesen sein kann? Den DNA-Spuren und Zeugen als Mörder überführen, der aber zugleich ganz woanders war, was Zeugen und DNA ebenfalls belegen? Auf dieser völlig unmöglichen Basis entwickelt Stephen King in «The Outsider» einen originellen Thriller, dessen Lösung – klar – nicht im Revier des Rationalen gefunden wird. «Der Teufel», schreibt King, «ist nicht in der Hölle, er bringt die Hölle.» Und genau mit diesem «Transfer» zieht King alle Register einer Ermittlung, die vom Rationalen ins Irrationale gleitet. Diese reizvolle Konstellation hat die erstklassigen Autoren Richard Price («The Wire») und Dennis Lehane («Mystic River») gereizt, aus der Vorlage für HBO eine zehnteilige Serie zu machen. Das Ergebnis ist meisterlich: In der Kleinstadt Flint City wird die bestialisch zugerichtete Leiche eines Jungen gefunden; Zeugen und DNA sind unmissverständlich: Der allseits beliebte Englischlehrer und Baseball-Coach Terry Maitland (Jason



Hang zum Übersinnlichen: «The Outsider».

Bateman) ist der Mörder. Detective Ralph Anderson (Ben Mendelsohn), dessen Sohn kürzlich an Krebs starb und der mit seiner Frau noch immer am Verlust leidet, lässt seinen Frust an Maitland aus und verhaftet diesen während eines Baseball-Spiels, in aller Öffentlichkeit. Die Gemeinde ist entsetzt – der nette Lehrer ein Mörder? Maitland streitet alles ab: Er war ganz woanders, bei einer Lesung in Ohio, und es gibt genügend Beweise. Was jetzt? Maitlands Kinder werden gemobbt, müssen die Schule verlassen, seine Frau verliert alle Bekanntschaften – die Hölle ist angekommen.

Anderson beginnen Zweifel zu plagen, und er erklärt sich deshalb einverstanden, einen Privatdetektiv auf diesen mysteriösen Fall anzusetzen. Maitlands Anwalt kennt ein besonderes «Exemplar» der Gattung: Die Autistin Holly Gibney (Cynthia Erivo), von einem schweren Kindheitstrauma geplagt, aber von hartnäckiger Penetranz und mit einem Hang zum Übersinnlichen, rollt nun den Fall Schritt für Schritt auf. Sie ist der bizarrste *private eye* seit langem und höchst faszinierend. Wie die Regie (Jason Bateman) und die Autoren ein Provinzklima, das sukzessive vergiftet wird, fast physisch spürbar machen, das ist von unerhört suggestiver Kraft (auf Sky). ★★★★★☆



Heftige Querelen: «The Banker».

The Banker — Filme über Rassismus in den USA gab es in jüngster Zeit vermehrt («Hidden Figures»), neu aber ist die wahre Story von zwei Afroamerikanern, die in den 1950er und 1960er Jahren als Erste ins Immobilien- und Bankgeschäft vorstiegen. Das freilich ging, aufgrund der Rassengesetze, nur mit einem Trick. Bernard Garrett (Anthony Mackie) und Joe Morris (Samuel L. Jackson) bedienten sich des weissen Arbeiters Matt Steiner (Nicholas Hoult) als Strohhalm. Der Aufstieg von Garrett und Morris begann in Kalifornien mit Immobilienkäufen; mit den Gewinnen kauften sie im Süden kleine Banken auf. Doch dort waren die Gesetze strenger als in Kalifornien – und ihr Strohhalm flog bald auf. Autor und Regisseur George Nolfi («The Adjustment Bureau») hat die Story, wie häufig bei Biopics, «geglättet», dennoch kam es zu heftigen Querelen mit der Familie von Garrett Jr, die sich missverstanden fühlte (auf Apple TV+). ★★★★★☆



Unten durch Olivenöl

Von Linus Reichlin

Gestern sah ich im Bioladen einen alten Mann, der die Mundschutzmaske falsch trug oder ihren Namen zu wörtlich nahm: Die Maske bedeckte nur seinen Mund. Seine Nase hing gross und knollig im Freien. Da der Alte zur Hochrisikogruppe gehörte, wies ich ihn freundlich darauf hin, dass er überhaupt nicht geschützt sei, wenn er mit nackter Nase herumliefe. Er sagte, er leide unter Atembeschwerden, deshalb könne er nicht gut durch die Maske atmen. Ich sagte, das sei dann aber ein Teufelskreis: falsches Tragen der Atemmaske wegen Atembeschwerden = Ansteckung = Tod durch Atembeschwerden wegen einer Lungenentzündung. Er sagte, das sei ihm bewusst. Aber immerhin besitze er eine Maske der Filterklasse FFP3. «Im Gegensatz zu Ihnen», sagte er, «Sie haben nur FFP2, das bringt gar nichts. Sogar wenn meine Nase nicht bedeckt ist, bin ich besser geschützt. Bei mir gelangen die Viren vielleicht in die Nase, aber nicht in den Mund. Aber durch das dünne Stöffchen Ihrer Maske können die Viren bei Ihnen sowohl im Mund wie in der Nase ein und aus gehen wie ein Freier im Puff von Marseille.»

Ich sagte: «Bei mir geht gar nichts aus und ein! Ich habe meine Maske nämlich innen zusätzlich mit Hepa-N99-Filtern gepolstert. Verglichen damit ist Ihre FFP3 so durchlässig wie ein Spitzenunterhöschen im Puff von Marseille, um bei Ihrem Beispiel zu bleiben.» – «Hepa», sagte der Mann und lachte, «das sind Filter für Staubsauger! Wie viel haben Sie dafür auf irgendeiner rumänischen Internetseite bezahlt, vierzig Franken, sechzig?» Ja, der Preis stimmte, aber erstens war es keine rumänische, sondern eine ukrainische Seite, und zweitens stand dort, das US-Militär benütze diese Filter in der biologischen Kriegsführung. «Wir werden ja sehen», sagte ich, «wer in einem Jahr hier noch Tofuwurstchen kauft, Grossväterchen.» – «Das weiss ich jetzt schon», sagte der Alte, «ich. Ihnen wird man auf der Intensivstation erst mal die giftigen Partikel des Staubsaugerfilters aus der Lunge saugen, bevor man überhaupt mit der Corona-Therapie anfangen kann.» In mir keimte leichte Verärgerung auf. Mir schien, dass unsere Auseinandersetzung symptomatisch war für den

>>> Fortsetzung auf Seite 54

» Fortsetzung von Seite 53

demografischen Klassenkampf in unserer Gesellschaft: Auf der einen Seite die Alten, die sich dank ihren unerschämten hohen AHV-Renten FFP3-Masken leisten können, auf der anderen Seite wir Jungen, die den ganzen Tag für die Alten schufteten, und zum Dank müssen wir gebrauchte Second-Face-Schutzmasken aus Wuhan mit ukrainischen Filtereinlagen tragen. «Von welchen Jungen sprechen Sie?», fragte mich der Alte, «dass Sie älter als sechzig sind, sieht man Ihnen trotz Ihrer Gott-hilf-mir-Maske vor dem Gesicht an.» Jetzt reichte es aber! «Kann schon sein», sagte ich, «dass ich nicht mehr 25 bin, aber in Ihrer Mortalitätsklasse bin ich noch lange nicht! Bei einer Triage im Krankenhaus kriege ich jederzeit noch ein Beatmungsgerät, während an Ihrem Bett schon der Priester das Olivenöfläschchen öffnet.» – «Ich bin protestantisch», sagte der Alte, «bei uns werden die Sterbenden nicht mit Salatöl eingerieben.» – «Ja klar», sagte ich, «euch Protestanten legen die Priester die letzte Steuererklärung auf die Brust.»

So ging das hin und her, bis eine Frau mit Kind sich zwischen uns stellte (zwei Meter Abstand) und uns bat, in diesen schwierigen Zeiten mehr Mitmenschlichkeit zu zeigen und jeglichen Streit zu begraben. Sie hatte recht. Nur die Liebe kann die Krise überwinden. Ich fragte den Alten nach seinem Namen, er hiess Karl. «Karl, ich gönne dir deine tolle Maske», sagte ich, und er sagte: «Und ich dir dein Olivenöl.» – und dann umarmten wir uns ganz eng. Ein Aufschrei ging durch den Bioladen. Die Frau brachte ihr Kind in Sicherheit. Der Filialleiter eilte herbei und sagte: «Sorry, aber ich muss Sie das jetzt fragen – sind Sie verheiratet? Sonst wäre das nämlich verboten.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Beaujolais-Renaissance

Von Peter Rüedi

Als der Agraringenieur und Winzer Richard Rottiers 2007 in Romanèche-Thorins seine Domaine gründete, auf einem Terrain von gerade mal 3,15 Hektar, mochte ein Aussenstehender vorschnell von der Lokalität auf das Unternehmen schliessen. Romanèche-Thorins ist die Gemeinde, in der die berühmteste Appellation des Beaujolais liegt, Moulin à Vent. Und zu jener Zeit galt der Versuch, in dieser durch den wohlfeilen, industriell normierten Beaujolais nouveau ruinierten Zone ernsthaft substanzielle, dichte, nicht für den schnellen Konsum bestimmte Weine aus der dominanten Sorte Gamay zu keltern, überdies nach hier bislang ganz unüblichen biologischen Grundsätzen, als ein Sturmloch gegen Windmühlen. Rottiers, der sich nach Erfahrungen im Chablis, in Südafrika, im Ventoux und in Neuseeland in die zauberhafte Region verliebte, war nicht der Einzige, der diese herkulische Herausforderung suchte. Eine ganze Handvoll junger Wilder initiierte damals das, was heute als Renaissance des Beaujolais erscheint: Claude-Edouard

Geoffray und seine Walliser Gattin Sonja Baumann auf Château Thivin (*Weltwoche* Nr. 4/20), die Geschwister Desvignes auf der Domaine in Morgon (ab 2003) sind nur zwei weitere herausragende Protagonisten dieses vom breiten Publikum noch immer nicht recht gewürdigten Generationen- und Paradigmenwechsels.

Noch immer verbauen Vorurteile die Wahrnehmung – Ressentiments gegenüber der Appellation und gegenüber ihrer Leitsorte Gamay. Dass diese bei sorgfältiger Mühewaltung im Rebberg und im Keller auch grosse Weine hervorbringen kann, die mit denen aus ihrer nobleren Schwester Pinot noir durchaus zu vergleichen sind, ist mit dem Moulin à Vent von Rottiers aufs schönste zu erleben. Er ist ein *vin artisanal* von grosser Dichte und einem nervigen Temperament, mit einem generösen Aromenpanorama von dunklen Früchten (Kirschen, Brombeeren) und Noten von feuchtem Gestein und, im Nachgang, Anklängen an Himbeeren und rote Johannisbeeren. Die frische Säure trägt das Ihre zum vibrierenden Gesamteindruck bei – keine Selbstverständlichkeit beim guten Jahrgang 2018, der im Beaujolais nach einem regnerischen Frühling und einem heissen Sommer eine «reichliche Ernte an geschmeidigen, fruchtbetonten Weinen mit unterdurchschnittlicher Säure hervorbrachte» (William Kelley in Parkers «Wine Advocate», der Rottiers' Moulin à Vent übrigens mit 93 Punkten auszeichnete).

Ein Wein, der sich, anders als viele Beaujolais, durchaus auch für ein Jahrzehnt Lagerung im Keller empfiehlt, allerdings schon jetzt ein finessenreiches, frisch-explosives Vergnügen ist. Zu einem menschenfreundlichen Preis.

Domaine Richard Rottiers Moulin à Vent 2018. 13%. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 17.20. www.danielvins.ch



Die Bibel

Aufstrahlen

Von Peter Ruch

Denn sieh, Finsternis bedeckt die Erde und Wolkendunkel die Völker, über dir aber wird der Herr aufstrahlen, und seine Herrlichkeit wird erscheinen über dir (Jesaja 60, 2). In normalen Zeiten erschien es mir oft als gekünstelt, zur Predigtgemeinde von der Finsternis der

Erde zu sprechen. Wir lebten – und leben weiterhin – in prächtigen Verhältnissen. Vor ein paar Wochen ist schlagartig deutlich geworden, was die Finsternis bedeuten kann. Trotz der sonnigen Märztag war nicht die Zeit der geselligen Ausflüge. Die Welt erscheint als verdunkelt, weil die Zukunft ungewiss ist. Gegen das Virus müssen wir immun werden, entweder durch zahlreiche Ansteckungen oder durch einen Impfstoff. Vor dem einen schrecken wir zurück, und das andere kann dauern. «Mach dich auf, werde licht!», hatte der Prophet den Juden zugerufen, als sie aus dem Exil in das trostlose Jerusalem zurückkehrten (Jesaja 60, 1). Im Blickfeld ist die Erscheinung des ewigen Lichtes, von dem Mond und Sterne nur ein Abglanz sind. Auch das Licht der Vernunft, durch das die Fachleute vielleicht einen Impfstoff zustande bringen, speist sich aus dem ewigen Licht der Wahrheit.

Wie sehr wir das Licht lieben, zeigen die Shows und die Ladengeschäfte. Aber manche Lichter

blenden auch. Das Blendwerk ist unsere Stärke. Es hat mit der Finsternis gemeinsam, dass es uns für das Wesentliche blind macht. Indessen sollen unsere Gedanken, Worte und Werke Reflexionen des ewigen Lichtes sein. Dieses führt von den Irrtümern zur Wahrheit, klärt das Verworrene auf und offenbart das Verborgene. Zugleich ist es Offenheit und Aufgeschlossenheit. Wenn Politik zur Kunst der Verschleierung wird, dann zieht ein weiteres Wolkendunkel herauf. Licht bewirkt das Gegenteil: Es schliesst auf. Nicht nur Blütenknospen, auch menschliche Herzen. Nach der Finsternis des Karfreitags bringt Ostern die Funken der Liebe herbei, und Gott gibt sich zu erkennen. Gotteserkenntnis ist eine leidenschaftliche Erkenntnis. Denn wer Gott erkennt, der macht Bekanntheit mit der Liebe.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Alltägliche Beschleunigung

Die Alpine A110S gehört zum Besten, was es zurzeit in der Kategorie der zweisitzigen Sportwagen zu fahren gibt. *Von David Schnapp*

Man muss es erlebt haben, wie sich die Alpine A110S förmlich in die Kurve dreht und mit einer federnden Leichtigkeit am Ende der Biegung wieder hinausbeschleunigt, als wären physikalische Grundannahmen kurzzeitig ausser Kraft gesetzt worden. Es gibt zurzeit vermutlich keinen besseren zweisitzigen Sportwagen als das Leichtgewicht aus Frankreich.

Die Alpine ist lediglich 1114 Kilogramm schwer, das ist gewissermassen die Grundlage für die Qualität des Autos. Ein Porsche 718 Cayman, der gut vergleichbar ist mit der Alpine, kommt bei etwas mehr Leistung (plus 5 kW) auf rund 250 Kilogramm mehr Leergewicht. Die sportlichen Basiswerte des französischen Zweisitzers mit 4,4 Sekunden Sprintzeit von 0 auf 100 km/h und 260 km/h Höchstgeschwindigkeit sind ebenfalls unzweifelhaft gut.

Schon nach ein paar Kilometern mit der Alpine lasse ich mich von meiner eigenen Begeisterung für dieses Auto davontragen. Es fällt mir schwer, es anders zu sehen, als dass hier alles richtig gemacht worden sei. Der Mittelmotor mit Turboaufladung und vier Zylindern sitzt vor der Hinterachse, das Doppelkupplungsgetriebe schaltet schnell, die Lenkpräzision ist ausgezeichnet: Mit dieser Grundausstattung ist die Alpine gerade in Kurven, wie eingangs beschrieben, ein grosses Vergnügen.

Dazu kommen viele Details, die sich zu einem hervorragenden Gesamteindruck verdichten. Zum Beispiel das Carbondach, die beiden Gepäckfächer vorne und hinten oder das sorgfältig aufgeräumte Cockpit, in dem

viele Stellen mit einem Stoff namens Dinamica überzogen wurden, das sich sportlich-griffig anfühlt und zur Gewichtsreduktion beiträgt: Die beiden Sitze, in die sich Fahrer und Beifahrer beim Einsteigen hinablassen, sind jeweils bloss 13,1 Kilogramm schwer, bieten aber dennoch ausreichend Komfort für längere Fahrten. Und nicht zuletzt ist auch die Bedienbarkeit des Multimediasystems über einen Touchscreen ausgezeichnet.

Täglicher Lichtblick im Alltag

Überhaupt ist die neue, leistungsfähigere Alpine A110S nicht nur ein Auto für die fröhliche Sonntagsausfahrt, sondern durchaus auch unter der Woche eine gute Wahl. Grosseinkäufe bringt man in den beiden Gepäckfächern zwar nicht unter, aber für Alltagsbesorgungen reicht es allemal. Obwohl die neue Alpine im Vergleich zu den bisherigen Modellen noch etwas gestrafft und tiefergelegt wurde, ist das Fahrwerk im Normal-Modus nicht unkomfortabel.

In den vergangenen zwei Wochen war die Alpine jedenfalls mein täglicher Lichtblick, ein kurzes, angenehmes Gefühl der Beschleunigung in unangenehm verlangsamten Zeiten.

Alpine A110S

Motor/Antrieb: Mittelmotor/Heckantrieb,
Leistung: 292 PS/215 kW; Hubraum: 1798 ccm; max.
Drehmoment: 320 Nm;
Verbrauch (EU-Norm): 8,8 l/100 km;
Beschleunigung (0–100 km/h): 4,4 Sek.;
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h;
Preis: Fr. 74 800.–, Testfahrzeug: 78 806.–

Jazz

Brisante Klassik

Von Peter Rüedi

Kann etwas gleichzeitig klassisch und aufregend sein? Nein, wenn wir an das zum Klischee erstarrte (und oft missverständene) Schlagwort denken, Winkelmanns «edle Einfachheit, stille Grösse». Zweifellos ja in Bezug auf eine der «klassischen» Formationen im Jazz, das Pianotrio mit Bass und Schlagzeug. Einerseits ist diese seit den Tagen des Swing so sehr courant normal, dass das Trio die Besetzung jedes einigermaßen solventen Bar-Etablissements wurde; andererseits war es die ideale Folie für pianistische Brillanz, wie sie Oscar Peterson oder Erroll Garner auf grössten Bühnen abfeuerten. Beides setzte die Marginalisierung von Bass und Schlagzeug voraus. Dagegen suchten so unterschiedliche Feingeister wie Ahmad Jamal, Bill Evans oder Paul Bley die Emanzipation ihrer Partner. Sie gipfelte im sowohl künstlerisch wie kommerziell jahrzehntelang erfolgreichen Trio von Keith Jarrett, Gary Peacock und Jack DeJohnette. Es nannte sich «Standards». Damit war ein weiterer «Klassizismus» gemeint: die Konzentration auf die Songs aus dem dem «Great American Songbook», jene Meisterwerke der amerikanischen Unterhaltungskultur aus Musicals, Filmen und Tagesschlagern, die zusammen mit den populärsten Jazztiteln so etwas wie ein musikalisches kollektives Unbewusstes Amerikas vorstellen. Für Jarrett war dies Teil eines Konzepts, «to play other peoples music»; so wie er, andererseits, beim Bebop anknüpfte, dessen Erfindungen er für sträflich unterschätzt hielt.

Die neue CD des sprühenden Schweizer Trios mit Hans Feigenwinter (p), Bänz Oester (b) und Norbert Pfammatter (dr) ist in diesem doppelten Sinn, ebenfalls seit Jahrzehnten, «klassisch» und lodernd brisant: im Format und in der Auswahl der ausgewählten «Standards». In diesen, schnellen Fettern wie Charlie Parkers «Perhaps» oder «Cherokee» und, eindrücklicher noch, in Balladeskem wie Coltranes «Central Park West», Carla Bleys «Lawns» oder dem alten «Limehouse Blues» entfalten die drei in grossmeisterlicher Zurückhaltung viel Gefühl für Raum und gegenseitige Rücksichtnahme. Sie beuten die Klassiker nicht aus, sie verwandeln sie sich an.

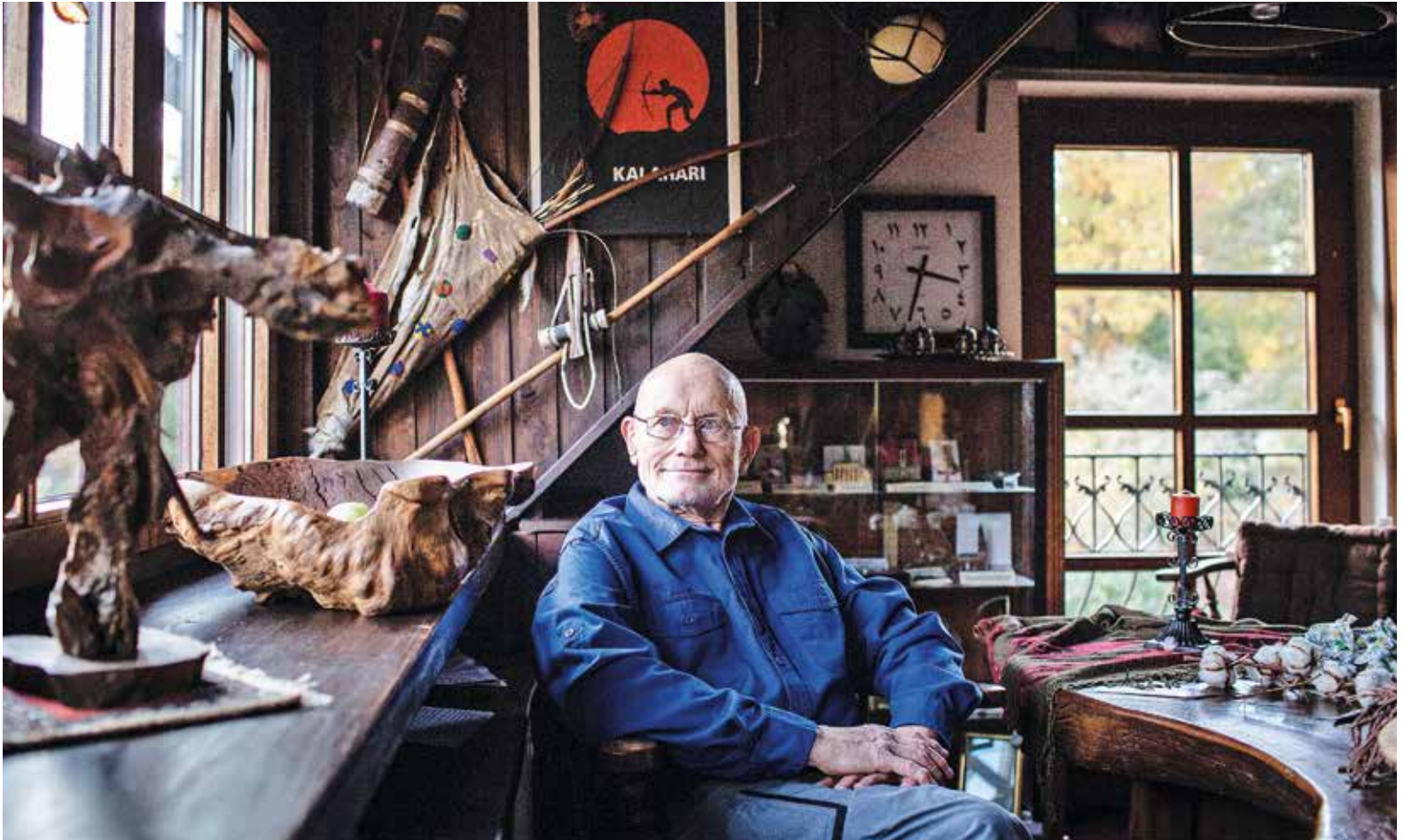


Feigenwinter, Oester, Pfammatter. The Edge. TCB 36502

Seine einzige Grenze war die Grenzenlosigkeit

Rüdiger Nehberg war ein Mann, der nichts so gut konnte, wie dort zu überleben, wo das Leben nur noch an seidenen Fäden hängt.

Von Michael Bahnerth



«Es war eine Wiedergeburt»: Überlebenskünstler Nehberg.

Er war der Extremste unter all den Getriebenen, die in der schöpferischen Wildnis der Welt sich selber suchen, im tiefsten Dschungel, in der Gluthitze einer Wüste, im Nirgendwo eines Ozeans. Die dort jeden Tag ein paar kleine Tode sterben, um Leben zu finden, die Abenteurer sind, auch auf den Kontinenten ihrer Seelenlandschaften, und deren Hunger auf das ursprünglichste, das nackteste, das unmittelbarste aller Leben erst aufhört, wenn sie gestorben sind. Am 1. April starb Rüdiger Nehberg, 84-jährig, man nannte ihn «Sir Vival».

Er starb an einem Herzinfarkt, zu Hause in Rausdorf, unweit von Hamburg, und natürlich kann man sich seinen Tod und den Ort, wo er einen holt, nicht aussuchen, aber dieser Tod ist wie eine Grotteske, so, als ob er dem Leben, das er auslöscht, die Zunge rausstreckt, weil dieses Leben ihm etwa bereits fünfzig Mal entwischt war. Keine seiner Waffen, keine Gift- oder Würgeschlangen, keine Jaguare, keine Skorpione, keine mörderisch reissenden Flüsse, kein Hunger, kein Durst, keine bewaffneten Banditen,

keine Verzweiflung, keine Angst brachten ihn um. Da schickte der Tod seine letzte Waffe, eine gegen die sogar der überlebenstauglichste Mensch machtlos ist, in eine der tödlichsten Orte dieser Welt; in die Provinz.

Seine Seele zerkrümelte

Nehberg war in einem seiner früheren Leben Bäcker und Konditor und immer wieder so un- aufgegangen wie Brot ohne Hefe. Er hatte mit dreissig Jahren einen Betrieb mit fünfzig Mitarbeitern, aber seine Seele zerkrümelte mit jedem gebackenen Kuchen mehr, weil er an einer unstillbaren Sehnsucht litt, einer Mischung aus Fernweh und Entfremdung wohl. Seit er siebzehn war, nagten sie an seinen Lebenssträngen. Er hatte Angst, dass die Statistik seiner Lebensversicherungsgesellschaft recht haben könnte und er mit 68 Jahren und nach 100 000 gebackenen Torten sterben würde. Damit der Backofen seiner nach nacktem Menschsein durstenden Existenz jenseits von Torten und Brötchen nicht dauerhaft erkaltete, brach er immer wie-

der auf ins zivilisatorische Nichts. Ferne statt Fernsehen. Nordafrika und der Orient waren seine Sehnsuchtsorte.

Nordafrika, weil er als Siebzehnjähriger mit einem Fahrrad nach Marokko fuhr, um Schlangenbeschwörer zu werden und in Deutschland damit Geld zu verdienen. Geschäftstüchtig war Nehberg schon immer. Der Orient wahrscheinlich, weil er nicht müde wurde, wieder und wieder «Die sieben Säulen der Weisheit» von T. E. Lawrence, dem späteren Lawrence of Arabia, zu lesen; seine Berichte über Freiheitskampf, Heldenmut, Männlichkeit, Hunger, Durst, Einsamkeit, Grausamkeit, Gerechtigkeit und darüber, wie viel Egoismus es braucht, nicht nur zu träumen, sondern zu leben, wofür man glaubt, bestimmt zu sein. «Es war mir», sagte Nehberg Mitte der 1960er Jahre, «alles langweilig geworden.»

Da war kein «Prickel», kein «Reiz», kein «Kampf» in Hamburg, da war kein bürgerliches Lebensmodell, keine Frau auch, die ihm, wenn überhaupt, nur ansatzweise, nicht dauer-

haft genug und zu wenig kraftvoll diese Empfindungen vermittelt hätten. Da war ein Kind, aber es teilte seine Leidenschaft nicht, wie er etwas wehmütig schreibt. Nehberg war damals bereits an die Wildnis verloren, weil er nur dort sich selber fand und eine umfassend spürbare Essenz des Seins: «Wenn ich in der Wildnis bin, dann fühle ich mich als ein intaktes Lebewesen, perfekt, wie die Schlangen und Skorpione, die mich umgeben.»

Die unbekannte Welt überleben

Er zog sich tagelang in die Tiefen der dunkelsten Wälder Deutschlands zurück, gab Survival-Kurse, er trainierte dort für die noch tieferen und dunkleren Wälder der Welt. Er schwamm im Winter in Eiswasser, er brachte sich all die Fähigkeiten bei, die der Mensch im Verlaufe der Verfeinerung seiner Zivilisation verloren hatte; mit nichts als sich selbst in einer gefährvollen, nach dem Leben trachtenden Welt zu überleben. Man könnte meinen, Nehberg sei ein Süchtiger gewesen und seine Sehnsucht nach der ursprünglichsten aller menschlichen Lebensformen eine pathologische, und vielleicht stimmt das ein Stück weit. Wenn man all seine Frauen, die ihn mal kürzer, mal länger begleiteten, fragen würde, war es mit Sicherheit so.

Er war ein Grenzgänger mit einem an sich simplen Muster; er zog in die Grenzenlosigkeit der unentdeckten und unbekannten Welt, durchquerte sie, überlebte sie. Dabei öffneten sich die Schlagbäume seiner physischen und psychischen Grenzen, und er kämpfte sich gleichsam durch seinen inneren Dschungel, um in jene Gebiete vorzudringen, die ihm bis anhin verschlossen geblieben waren und wo er jenes Glück fand, das vielleicht das Beste der Welt ist, weil es die Nähe des Todes braucht.

Er berichtete nie vom Metabolismus seiner Seelenzustände, von Verzweiflung, von Angst, von Mutlosigkeit, von Schmerz, von stummen Schreien in der Dunkelheit. Schrieb nie, wovon man träumt, wenn man überhaupt noch schlafen kann, wie sehr man sich nach Torte sehnt, wenn es nicht genug Würmer oder Maden zum Abendessen gab. Er skizzierte höchstens das Glück nach jedem Tag und jeder Nacht, in denen er dem Tod ein Schnippchen geschlagen hatte. Nehbergs Seelenleben blieb stets für alle so fern und undurchdringlich wie die Orte, an denen er das universelle Glück suchte; dieses metaphysische Eins- und Eingebettetsein mit und in allem.

Nehberg erklärte nichts, sondern schrieb, auch, Ratgeber. Einer trägt den Titel «Überleben ums Verrecken», es ist der Leitfaden aller Abenteurer, eine auf das nackte Überleben reduzierte Existenzphilosophie. Das Buch hat knapp 500 Seiten, zwei davon handeln von Einsamkeit. Er räumt ein, dass Einsamkeit töten könne, deshalb müsse man sich auf sie vorbereiten. Zuerst einmal müsse man dann tief durchatmen. Sich sagen: Ich will leben, ich will



*Schön ist's zu sein
Ein Musiker;
Doch schön ist auch
Der Spiritus!*

hier rauskommen, ich werde damit fertig. Sein «Motto», wie er schreibt: «Rechne mit dem Schlimmsten, dann freust du dich über jedes Unglück, das weniger heftig daherkommt.»

Vielleicht war das, nebst einer peniblen Planung und Vorbereitung, das Geheimnis der langen Zeit seiner Unsterblichkeit; dass er stets wusste, dass das Schlimmste, also etwa das einsame Kriechen auf dem feuchten Boden eines Dschungels mit nichts am Leib als Turnschuhen und einer Badehose, geschehen könnte, er aber nie damit rechnete. Entweder funktionierte sein Motto tatsächlich. Oder er hatte einfach Glück.

Andere, die mit ihm in seinen Anfängen unterwegs waren, sind gestorben. Einer ist der Filmemacher Michael Teichmann, der einen Film drehen wollte über die Riesenkrokodile des Blauen Nils, dieses eintausend Kilometer langen, mal lieblichen, mal alles verschluckenden Stroms vom Tanasee in Äthiopien bis zur sudanesischen Grenze, den Nehberg, mit zwei weiteren Abenteurern, als Erster überhaupt 1972 erfolgreich hinter sich gebracht hatte. Sie wurden überfallen, es gab eine Schiesserei, Teichmann wurde der halbe Kopf weggeschossen.

«Ich blickte nur noch in eine rote Schale. Ich schrie. Dann erkannte ich, dass das Boot unsere Chance war, wir flohen in den Fluss, nahmen den Rumpf als Kugelfang, sie schossen wieder. Wir strampelten weiter und weiter, aber ich merkte, sie treffen nicht mehr, und als ich wusste, wir sind gerettet, war das ein Gefühl – es war eine Wiedergeburt.» Später erzählte er, typisch für Nehberg auf seiner Suche nach dem wohl aufregendsten aller Seinszustände, in diesem Fall der Wiedergeburt zu Lebzeiten, dass an ein solches Gefühl keines im Leben heranreife. Solch ein Gefühl mache süchtig. Und Sucht ist eine Geschichte der Masslosigkeit.

Schönheit und Grausamkeit

Bevor er regelmässig in den Dschungel abtauchte, durchquerte er 1977 von Januar bis Mai die von der blutigen Gewalt verfeindeter Stämme getränkte Wüste Danakil im Osten Äthiopiens. Es war sein Weg der Erweckung, wenn man so will. Er entdeckte die Schönheit des Menschen beim Volk der Afar, und er wurde konfrontiert mit der Grausamkeit der Genitalverstümmelung. Er war schockiert,

aber, wie er sagt, noch zu jung und unerfahren, um als Einzelner zu versuchen, dieser «Menschheitsschande den Garaus» zu machen. Aber es liess ihn nicht mehr los, es veränderte ihn. Ein Abenteuer war fortan nicht mehr nur ein Mittel zur persönlichen Steigerung der Lebensqualität und zur Erfüllung diverser Bewusstseinszustände, keine temporäre Flucht vor dem Alltag, um den Alltag danach wieder eine Zeitlang zuerst geniessen, dann noch so lange ertragen zu können, bis er sich ihm wieder entziehen muss, um atmen zu können. Das Abenteuer, sagt er, habe Sinn erhalten. Nehberg wurde Abenteuer-Aktivist.

In der Hängematte auf einem Dampfer auf dem Rio Negro in Richtung der brasilianischen Dschungelmetropole Manaus traf er einen Arzt, der ihm von einem Volk im Urwald erzählte, den Yanomami, von dem lange niemand wusste, dass es ab den späten 1970er Jahren von 40 000 gierigen Goldgräbern systematisch ausgebeutet und fast ausgelöscht wurde. Nehberg machte sich auf, allein, nur mit Turnschuhen, Badehose und einer Mundharmonika, weil er dachte, dass, wenn er auf die Yanomami treffe und ihnen etwas vorspiele, sie seine friedliche Absicht erkennen würden. Es funktionierte. Er tauchte ein in den Zauber ihres Seins, es war vielleicht seine glücklichste Zeit. Fortan kämpfte er gegen das Pech der Yanomami, nutzte seine Popularität, machte spektakuläre, von Kameras begleitete äusserst werbewirksame Atlantiküberfahrten auf Flößen und Baumstämmen. Ein Beispiel, das Schule machte.

Letzter Kampf

Sein Engagement hilft, zwischenzeitlich zumindest. Die Yanomami erhielten ein Reservoir, das aber immer wieder von Goldsuchern penetriert wurde. Das Militär schaltete sich ein, baute Baracken im Yanomami-Land, schickte Soldaten. Die Soldaten fühlten sich einsam und wurden in der Isolation zu Tieren, jagten die Ureinwohner, vergewaltigten deren Frauen. Erst seit ein paar Jahren leben die Yanomami wieder in relativer Ruhe, so gut es geht für Menschen, denen die Unschuld genommen wurde.

Nehberg bleibt ihnen verbunden, doch er ficht jetzt einen anderen Kampf, zusammen mit seiner Frau. Sie bringen die Genitalverstümmelung weg von den kleinen staubigen Siedlungen im Nirgendwo der Welt ins öffentliche Bewusstsein. Jahrelang tun sie das, mit Erfolg. Es gelingt ihnen zwar nicht, sie auszurotten, aber doch, sie ein wenig einzudämmen. Es ist Nehbergs letzter Kampf und sein erster, der sich nicht mehr in der Wildnis abspielt, sondern im Dschungel von Konferenzsälen und Talkshows.

Und dann kam der Tod. Nicht ganz so überraschend, Nehberg hatte schon zwei kleine Herzinfarkte. Und vielleicht, das wünschte man ihm, ist der Tod, wer weiss das schon, das noch grössere Abenteuer als das Leben.



Tamaras Welt

Genderstern passé

Feministinnen haben ihre eigenen Prioritäten. Aber es wäre ja auch nicht realistisch, wenn niemand das Coronavirus für seinen Aktivismus instrumentalisieren würde. Von Tamara Wernli

Um in seiner Feministinnen-Karriere relevant zu bleiben, sollte man von Zeit zu Zeit und öffentlich in seine Abneigung gegen Männer investieren. Das ist einfach, denn weisse Hetero-Männer tun sowieso immer das Falsche, egal, was sie tun – aber immerhin ist es gut, dass sie überhaupt etwas tun, sonst könnte man sie nicht kritisieren. Ja, und weil Corona eben eine ideale Plattform zwecks Ausschlachtung aller möglichen Ideologien bietet, versorgen uns Aktivistinnen seit Beginn der Pandemie regelmässig mit ihren üblichen feministischen Verkaufsargumenten, von denen eines unverhältnismässiger ist als das andere. Bei mildem Verlauf löst es bei Menschen Augenrollen aus, in schweren Fällen kann es zu Den-Kopf-auf-die-Tischplatte-Knallen führen.

Die unterschwellige Gereiztheit gegenüber Männern wird besonders bei Twitter sichtbar, der Plattform, wo auch ich hie und da kommentiere. Falls Sie nicht zu den rasch beleidigten Gemütern zählen, können Sie mir dort gerne folgen. Auf Twitter also schrieb neulich eine Userin: «Glaub ein wichtiger Grund warum ich den Drosten nicht heroisiere ist dass er das generische Maskulinum verwendet ich meine ihr wollt ihn alle f***** aber er erkennt nicht mal an dass ihr existiert» (Die Sternchen sind von mir, Komma und Punkt kennt die Schreiberin nicht).

Eine *Zeit*-Autorin dachte laut: «Verstehe den Hype um Drosten nicht so ganz, um ehrlich zu sein. Wird nicht wieder mal ein Weisser cis Mann angehimmelt, nur weil er seinen Job ordentlich macht?» Beide Tweets erhielten sehr viel Applaus aus ihrer Bubble. Twitter, müssen Sie wissen, ist so etwas wie das Intranet der Linken, Linksliberalen und Grünen, und alle anderen dürfen es mitbenutzen (es kann aber

trotzdem oder gerade deswegen ganz unterhaltsam sein).

Auch in der realen Welt hat man seine Prioritäten geregelt: In Hamburg hat eine Antragstellerin gefordert, die frauenfeindliche Bezeichnung «Bürgersaal» zu beseitigen, wie die *Hamburger Morgenpost* Ende März berichtete. Es gibt noch einige weitere Beispiele. Was sind schon existenzielle Nöte und Ängste, die sehr viele Menschen derzeit plagen, wenn man mit seiner ganz persönlichen Wunschliste punkten kann?

Aber wer ist dieser Drosten, mit dem die einen Sex haben und den die anderen Gender-sprachlich erziehen wollen? Was hat er getan? Christian Drost, 48, brauner Wuschelkopf, treue braune Augen mit Augenringen, die ein paar schlaflose Corona-Nächte verraten, hat sich erlaubt, im Januar den Corona-Schnelltest zu entwickeln. Er hat ihn auch anderen Wissenschaftlern zur Verfügung gestellt – und bislang habe ich immer angenommen, dass auch Frauen ihn benützen dürfen. Der «Corona-Aufklärer der Nation» (*Süddeutsche Zeitung*) ist Virologe, Direktor des Instituts für Virologie an der Charité Berlin und berät den deutschen Gesundheitsminister Jens Spahn. 2003 hat er das Sars-Virus mit entdeckt, mit seinem «Coronavirus-Update»-Podcast ist er enorm erfolgreich, als Top-Experte tritt er in vielen TV-Sendungen auf.

Die Frage, ob Drost angehimmelt wird, weil er seinen Job ordentlich macht, ist einigermaßen ulkig. Seinen Job ordentlich zu machen, ist, wenn ein Bademeister die Wasserproben des Schwimmbeckens ordnungsgemäss auswertet. Oder ein Gärtner die Osterglocken zur richtigen Zeit einpflanzt. Eine Kolumnistin eine halbwegs lesbare Kolumne schreibt. Was Drost macht, ist Superhelden-Liga. Darum ist der Typ auch so

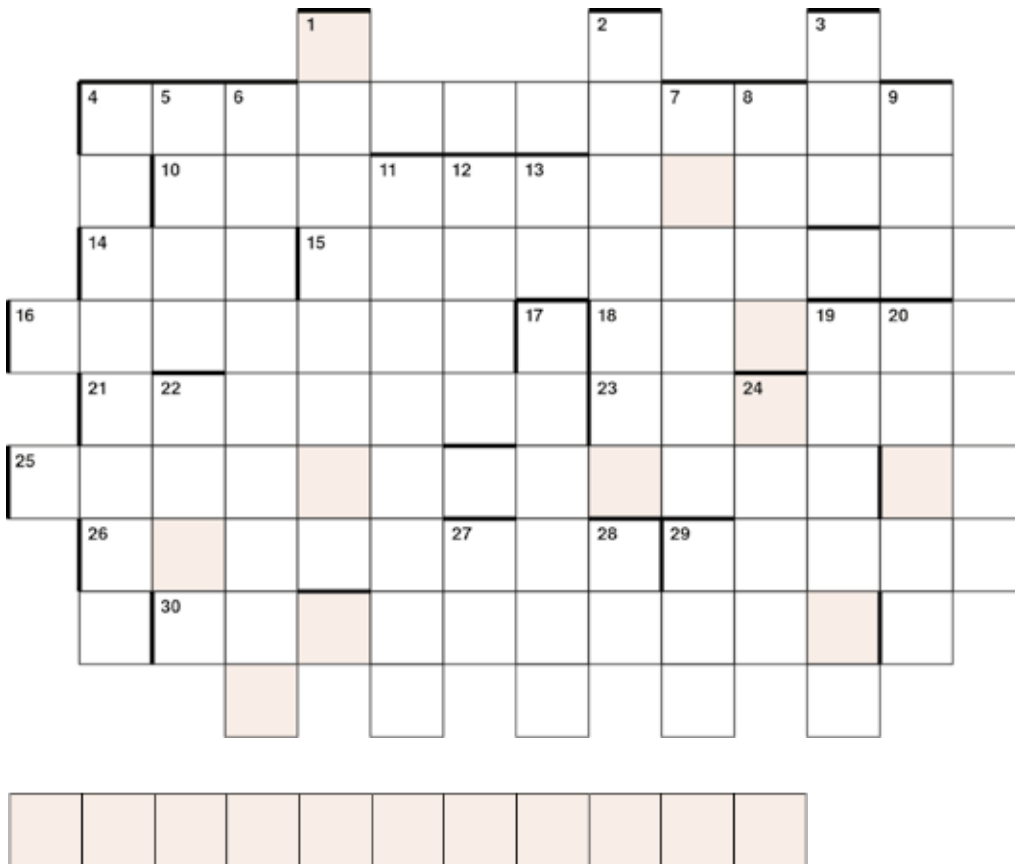
populär, dass ihn sich einige als nächsten Kanzler vorstellen können, ich sehe ihn in der Hauptrolle des 2021 erscheinenden Blockbusters «Corona – The Beginning» (Idee: User Kraftbiber). Laut Wikipedia lebt er mit Partnerin und Sohn zusammen; eventuelle sexuelle Fantasien, wie von der Twitter-Dame mit Feminismus-Hintergrund spekuliert, dürften also im Keim erstickt bleiben.

Nun ist es halt so, dass, auch wenn Herr Drost statt von «Virologinnen und Virologen» von «Virologen» spricht und dabei auch nicht die von Genderfreudigen geforderte, völlig bescheuerte Kunstpause macht – damit man den Genderstern heraushört, Beispiel: «Virolog.» (Pause) «.innen» –, er uns Frauen (und Männern) trotzdem immer noch mehr nützt als alle Gendersternchen und die Political Correctness zusammen. Das mag für einige entmutigend sein, aber es ist, wie es ist. Schon vor der Pandemie hatten nicht sonderlich viele Menschen Bock auf diesen Firlefanz, aber jetzt noch viel weniger, und vielleicht sollten die generischen Besserwisser in ihrer Quarantäne eine kleine Weile darauf verzichten, Dinge zu dramatisieren und angesichts eines globalen Notstands, steigender Todeszahlen und von Särgen, die durch lange Militärkonvois abtransportiert werden, Probleme herbeizureden, wo keine sind.

Dass der Feminismus-Begriff heute etwas negativ besetzt ist, liegt wahrscheinlich an dem Umstand, dass das stereotype Bild der ständig meckernden, übersensiblen Feministin von einigen Vertreterinnen selbst beharrlich zementiert wird, ohne dass sie es selbst merken. Der moderne Feminismus funktioniert darum heute nur noch in eine Richtung; innerhalb der eigenen Bubble.

Immerhin, wer sich den Luxus leisten kann, einen Virologen, den Bürgersaal und das generische Maskulinum auf seine aktuelle Beanstandungsliste zu packen, dem kann es nicht so schlecht gehen. Und das wiederum ist ja auch eine gute Nachricht.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Ziehen prügelnd durch die Stadt.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Läuten alle Jahre wieder die Auferstehungsfeier ein. **10** Sind in Pferdenähe hör- oder manchmal unglücklicherweise spürbar. **14** Droht bei parking im absoluten Halteverbot. **15** Mindestens genauso wirksam wie eine Scheinbehandlung! Dabei wird, gänzlich unbelegt, der Qi-Energiefluss angeregt. **16** Krankhaft neutralitätsfern à la himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt. **18** Was Leute, die sich nicht sehr nahe stehen, hauptsächlich voneinander sehen. **21** Er muss nicht nur zwischen den, sondern obendrein während der Mahlzeiten arbeiten. **23** Ist, nicht besonders originell, nicht mehr original. **25** Sitzt im selben Boot, Auto oder Flugzeug und ist auf Egotrips absolut unerwünscht. **26** Die Maisbreie werden heute invertiert serviert. **29** Vom Mathematiker ungeprüft als Grundstein verbaut, weil der auf dessen offenbare Wahrheit vertraut. **30** Beschäftigt sich zwar auch mit besonders nervigen, aber eigentlich besonders mit nervlichen Problemen.

Senkrecht — **1** Vorsicht, denn diese Freundlichkeiten arten in Hinterhalte aus. **2** Entsteht, wenn eine Länge nicht nur in die Breite, sondern genauso in die Höhe geht. **3** Ist oder führt fort. **4** Er bucht unterwegs zum ersten Date gleich schon mal die Hochzeitsreise. **5** Dort wird man, wenn überhaupt, weder von Onkel Krämer noch von Tante Emma bedient. **6** Inhaltlich sowie grammatikalisch kategorisch für machen, schaffen, werken, wirken, agieren und operieren. **7** Qui est là? Coincoin! **8** Darauf zu gehen, ist für andere unangenehm und gibt nebenbei eine Sauerei. **9** Verlegt Guinea in den Pazifik. **11** Konstant proportioniert in der Grösse expandiert oder reduziert. **12** Für Britrockfans sogar noch ein Heilmittel gegen Langeweile. **13** Sowas wie FoalForce oder MustangMight; PS: PS. **17** Das Plätzchen hat sein Plätzchen in Nippelnähe. **19** Teufelswerk: Schädigt die Ersten und Zweiten, jedoch nicht die Dritten. **20** Schlicht das Bewusstsein der sippensittlichen Pflicht. **22** Affiger Rotschopf ohne Kopf oder in Carl Gustafs Herrschaftszone einfach bloss ohne. **24** Auf- oder erregend anregend auf «Modernesisch». **27** Unter anderen damit artikulieren die, die sich stereotypischerweise gestikulierend artikulieren. **28** Selbst auf dem prächtigsten Thron sitzt lediglich so einer. **29** Ich stimme zu, die komplett zu ignorieren.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 661



Waagrecht — **6** SCHUHMACHER **11** HELVETISMEN **15** MOTIVATOR **16** AUGEN: Radschläger = Pfau **17** [MEME]TIK **19** GETAN **20** (Feinschmec)KERL(okal) **21** RINDERWAHN: Bovine spongiforme Enzephalopathie **25** TAI[FUN] **27** ENGEL auf den Feldern singen (Weihnachtslied) **29** DUCATI: ital. Herzogtümer/Dukaten **30** ODESSA in der Ukraine **31** Johnny CASH **32** SOG: kurz für sogenannt **33** «Hörbe und sein Freund ZWOTTEL» von Otfried Preussler

Senkrecht — **1** ACHTERAUS: nach hinten (Seemannssprache) **2** Auf einem PULVERFASS sitzen **3** Bis DATO **4** DE[MUT] **5** VENEN **7** (Un)HEIMLICH **8** MET **9** REGA **10** KOMET **12** VATI(kan) **13** IRGENDWO **14** SAERGE **18** INNIG: Anagramm von «in Gin» **22** DEO **23** WESTE(n) **24** ALS: Amyotrophe Lateralsklerose (Ice Bucket Challenge) **26** UTO (Uetliberg) **28** ZAEH **29** DA

Lösungswort — **UNTERHAUS**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



walbusch

FÜHLT SICH GUT AN. Sieht gut aus.



Ob Sie wie jetzt viel Zeit zuhause verbringen oder hoffentlich bald wieder draussen unterwegs sind: unsere neue Frühlings-Kollektion ist nicht nur unglaublich bequem. Sie sehen darin auch fantastisch aus. Mit unserem Wohlfühl-Gutschein sparen Sie bei Ihrem Einkauf sogar noch Fr. 25.-*.

Am besten, Sie lassen sich gleich unter **walbusch.ch** inspirieren!



Natürlich geben wir Ihnen für jeden Artikel die Walbusch-typische 5 Jahre Langzeit-Garantie – ohne Wenn und Aber!



Fr. 25.-

WOHLFÜHL- GUTSCHEIN*

So lösen Sie Ihren Fr. 25.- Gutschein ein:

Online-Shop: Gutschein-Nummer im Warenkorb eingeben

Telefonische oder schriftliche Bestellung: Gutschein-Nummer angeben

Gutschein-Nummer:

5960-9728-4729

*Dieser Gutschein ist nur einmalig einlösbar, nicht übertragbar oder mit weiteren Gutscheinen kombinierbar. Keine Barauszahlung. Mindestbestellwert Fr. 100.-. Gültig bis 31.05.2020.

Persönliche Beratung und Bestellung: **071 727 99 85** oder unter **walbusch.ch**